

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

5. Heft

Mai 1927

2. Jahrgang

Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft?

V.

Die Deutsche Volksgemeinschaft in Ungarn

von Dr. Ägibius Faulstich - Némethy (Baranya).

Wohl kaum eine andere deutsche Minderheit hat infolge der Kriegs- und Revolutionserlebnisse eine so tiefgehende geistig-seelische Umwandlung durchgemacht wie das ungarländische Deutschtum außerhalb Siebenbürgens. Es war geradezu ein elementares Erwachen des bis dahin schlummernden völkischen Selbstbewußtseins, das auch bald in dem Bestreben nach dem Zusammenschluß der demselben Staate einverleibten Deutschen zur Wahrung völkischer Belange nach außen hin in Erscheinung trat. Während nun die auf Grund des Trianoner Vertrages einem anderen Staat angeschlossenen Deutschen des früheren Ungarn in diesem Drängen nach national-kultureller Unabhängigkeit infolge religiöser und kultureller Differenzen, die zwischen ihnen und den neuen Staatsvölkern bestehen, tiefer begründete Hemmungen nicht zu überwinden hatten, ja die angeführten Verschiedenheiten ihren Zusammenschluß begünstigten, lag für die auch weiterhin im alten Staatsverband verbliebenen Deutschen in der seit Jahrzehnten bestandenen engen geistig-kulturellen Gemeinschaft mit den Magyaren ein die Schaffung der deutschen Volksgemeinschaft in Ungarn sehr erschwerender Umstand. Doch erwies und erweist sich auch jetzt der neue Zeitgeist, getragen und gepflegt von einigen Führerpersönlichkeiten, als stark genug, um sich über alle Schranken und Hindernisse hinweg auch in der einer intelligenten Oberschicht zur Zeit noch entbehrenden deutschen Bevölkerung Ungarns seine äußere Erscheinungsform, die deutsche Volksgemeinschaft zu schaffen. Noch ist diese kaum in ihren Umrissen zu erkennen; aber angesichts des unter den angeführten ungünstigen Voraussetzungen Erreichten ist die Hoffnung berechtigt, daß die deutsche Volksgemeinschaft auch in Ungarn endgültig zustandekommen wird.

Wenn wir das Ergebnis der die Zusammenfassung der Deutschen Ungarns bezweckenden Bestrebungen nach politischem, wirtschaftlichem und kulturellem Gesichtspunkte in Betracht ziehen, so läßt sich folgendes feststellen.

Aus den im Dezember 1926 erfolgten Neuwahlen ins Parlament gingen die Deutschen mit 4 Mandaten hervor, sie sind also in der gesetzgebenden Körperschaft in einem bedeutend geringeren Hundertsatz (kaum 2%) vertreten, als es ihrer Bevölkerungszahl (etwa 8% der Gesamtbevölkerung Ungarns) entsprechen würde. Die deutschen Abgeordneten, als welche nur solche zu bezeichnen sind, die das Minderheitenprogramm vertreten, gehören zum Teil der Einheits-(Regierungs-)Partei an, zum Teil stehen sie dieser freundlich gegenüber. Die Ursache dafür liegt einerseits in dem Umstande, daß der Führer dieser Partei, Ministerpräsident Graf Bethlen, den Bestrebungen der deutschen Minderheit Verständnis entgegenbringt, andererseits in der Erwägung, daß bei dem gegenwärtig gültigen Wahlsystem in Ungarn nicht das Regierungsprogramm vertretende oder gar Kandidaten einer eigenen deutschen Minderheitspartei auf dem flachen Lande unmöglich durchdringen könnten. Hatte es doch einen außergewöhnlich schweren Kampf gekostet, den das Regierungsprogramm verkündenden Kandidaten der Deutschen im Villányer Wahlbezirk, Dr. Jakob Bleyer, gegen unerhörte Agitationsmittel seiner Gegner durchzubringen, obwohl dieser Wahlbezirk zu 95% deutsch ist. Der Gedanke der Gründung einer deutschen politischen Partei wird von manchen bedeutenden Persönlichkeiten in der Reihe der deutschen Führer abgelehnt mit der Begründung, eine solche würde unbedingt eine Beeinträchtigung des guten Einvernehmens zwischen Deutschen und Magyaren herbeiführen, ihre Gründung könne also nicht im Interesse der Deutschen gelegen sein. Es sei hier betont, daß diese Ansicht nicht von allen in diesem Belange in Betracht kommenden Persönlichkeiten geteilt wird. Die zukünftige Entwicklung des politischen Verhältnisses zwischen der deutschen Minderheit und dem Staatsvolk in Ungarn, die von beiden Faktoren bewußt beeinflußt werden kann, wird über die Notwendigkeit oder Zwecklosigkeit einer deutschen Parlamentspartei in Ungarn entscheiden.

Außerhalb des Parlaments treten die Deutschen Ungarns vor allem auf den Minderheitentagungen politisch in Erscheinung, wo Rechtsanwalt Dr. Guido Gündisch ihr Wortführer zu sein pflegt.

Die ethnographische Verteilung der 550.000 Deutschen Ungarns spielt eine wichtige Rolle bei dem Umstande, daß wirtschaftliche Organisationen, die als deutsch bezeichnet werden könnten, bisher nicht zustande kamen. Dort, wo ein durch völkische Zielsetzung bestimmtes Streben nach wirtschaftlicher Zusammenfassung gleicher Volkselemente fehlt, entwickeln sich wirtschaftliche Beziehungen und Organisationen nach geographischen Verhältnissen und Geschäftsmöglichkeiten. Diese aber weisen die deutschen Siedlungsgebiete Ungarns nicht aufeinander hin. Die Zeit völkisch bedingten Handelns ist aber noch zu kurz, als daß sich die Fäden des deutschen Wirtschaftsnetzes bisher hätten vereinigen lassen. Vorläufig fehlen dazu auch wichtige Vorbedingungen bei der breiten Masse des Volkes.

Großen Schwierigkeiten begegnet auch die kulturelle Zusammenfassung der Deutschen, weil sich die niederen Behörden auch heute noch vor der Einsicht verschließen, daß den nationalen Minderheiten dieselben Rechte der freien kulturellen Entwicklung mit Wahrung ihrer Eigenart zugestanden werden müssen wie dem

Mehrheitsvolke eines Staates. Bei dem vollständigen Mangel einer deutschen Organisation war man bestrebt, eine solche ins Leben zu rufen, die alle Deutschen umfassen sollte und durch die ein einheitlicher Gesamtwille zur Geltung gebracht werden könne. Aus dieser Erwägung heraus entstand der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein (U. D. V.)

Der Ungarländische Deutsche Volksbildungsverein mit der Zentrale in Budapest hat in den meisten deutschen Gemeinden Ortsausschüsse gegründet. Eine Ausnahme bildet der Komitat Baranya, wo bisher seiner Tätigkeit die größten Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden. Nach den jüngsten Ereignissen zu schließen, besteht aber begründete Hoffnung, daß der Verein auch in der Baranya wird ausgebaut werden können. Im Rahmen des U. D. V. und durch ihn werden alle das Deutschtum Ungarns betreffenden Kulturangelegenheiten behandelt und erledigt.

In erster Linie fällt ihm die Aufgabe zu, die Wiedereinführung der deutschen Unterrichtssprache in den Schulen deutscher Gemeinden durchzusetzen, da es in Ungarn seit etwa zwei Jahrzehnten keine einzige deutsche Volksschule gibt, mit Ausnahme jener wenigen in westungarischen Grenzgemeinden. Es fehlt aber auch an einer deutschen Mittelschule und Lehrerbildungsanstalt, wodurch das Problem noch verwickelter wird. Die Lösung dieser wichtigsten Kulturfrage des Deutschtums in Ungarn ist aber von entscheidender Bedeutung für dessen Zukunft.

Die Tätigkeit des U. D. V. erstreckt sich weiter auf die Einrichtung von Volksbibliotheken, auf Veranstaltung von volkstümlichen Vorträgen mit Lichtbildern, auf Abhaltung von Volksfesten mit der Pflege der Volksmusik und des Volksliedes usw. Durch diese vielseitige Erfassung des Volkes ist der U. D. V. berufen, Träger der deutschen Volksgemeinschaft in Ungarn zu werden.

Noch ist das Ziel lange nicht erreicht. Aber auch hier in Ungarn „ruht die Zukunft unserer Volksgemeinschaft auf den Charakteren der Führer“, deren Makellosigkeit unantastbar ist und durch das bedingungslose Vertrauen des Volkes bewiesen wird.



Ansprache bei der Eröffnung der Siebenbürgischen Volkskunstausstellung in Berlin

gehalten von Dr. Richard Csafi-Hermannstadt.

Als ein Vertreter des Landes, dessen volkstümliche Überlieferung hier ausgebreitet liegt, habe ich die Ehre und angenehme Pflicht, wärmsten Dank auszusprechen für die Gastsfreundschaft, die unserer Volkskunstausstellung in der deutschen Reichshauptstadt und besonders in den Räumen des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht geboten wird.

Die drei Siebenbürgen bewohnenden Völker haben sich in dieser Ausstellung wohl zum ersten Mal in dieser Form zusammengeschlossen, um durch

ihre Volkskunst zu erweisen, eine wie vielfältige und doch geschlossene, eine wie buntleuchtende und doch von einem einheitlichen Grundkolorit durchstrahlte Volkskultur Siebenbürgen besitzt. Meine Damen und Herren, wir hoffen durch die mancherlei Schlußfolgerungen, die sich für den aufmerksamen Betrachter der Ausstellung ergeben, etwas von unserer Dankeschuld Ihnen abtragen zu können.

Es sei mir gestattet, in kurzen Zügen das, was uns Siebenbürgern aus dem vergleichenden Anschauen des hier ausgebreiteten rumänischen, magyarischen, siebenbürgisch-sächsischen Volksgutes als wesentlich erscheint, hervorzuheben. Meine Damen und Herren, Siebenbürgen ist von jeher ein Land gewesen, in dem verschiedene Völker in unmittelbarer Nachbarschaft mit einander gelebt und bei aller wechselseitigen Befruchtung doch wesenseigene Kulturen geschaffen haben. Der Reiz unseres Landes für den aus einem geschlossenen Sprachgebiet kommenden Fremden liegt auch heute noch in der Beobachtung, wie all diese mit starkem eigenem Lebenswillen begabten Völker ihre kräftigsten Daseinsäußerungen aus der Reibung untereinander ziehen, wie hier das schöpferische Leben des Volkstums sich an anderem Volksleben entzündet — die Lebensflamme eines jeden Volkes lodert um so höher und heller, je mehr sie im friedlichen Wettbewerb mit der andern Volkskultur angefeuert wird. So sehen Sie hier in dieser Saale, meine Damen und Herren, das Ergebnis eines jahrhundertlangen Strebens, in dem die Befruchtung, die wechselseitig von Volk zu Volk ging, eine der im Mittelpunkt des Schaffens stehenden Triebkräfte war. Wer könnte im Angesicht der drei Abteilungen, der rumänischen, der magyarischen, der siebenbürgisch-sächsischen, leugnen, daß diese durch nur sehr dünne Wände getrennte Volkskunst in ähnlicher Entwicklung zustand gekommen sein muß!

Unsere Entwicklung hat die gleiche Heimat bestimmt! Die geographische Gestalt Siebenbürgens prägt seinen Völkern einen ganz bestimmten Charakter auf. Rings die ragenden Wälle der Karpathen — es ist eine geschlossene Welt für sich, geeignet, eine selbständige und selbstbewußte, geistige und seelische Atmosphäre zu erzeugen. Die starke Verwachsenheit mit der Scholle, das Bestreben, dieser siebenbürgischen Heimat den Stempel der eigenen Volksart aufzuprägen, gibt allen siebenbürgischen Nationen ihre Stoßkraft. Die Landschaft ist gekennzeichnet nicht nur durch den fast aus allen Teilen sichtbaren Kamm der hohen Randgebirge und durch die Bergtäler und Hochebenen im Innern, sondern auch durch die spezifische Art, wie diese sächsischen Kirchenburgen und Städte sich dem Bilde eingefügt haben, wie Rumänen und Magyaren auf ihre Weise ihm auch ihre Note gegeben haben. Es erweist sich in Siebenbürgen genau so, wie in jeder organisch gegliederten und natürlich umschlossenen Landschaft, daß bodenständiges Volkstum das Bleibende und Tragende in der Entwicklung ist und daß alle andern Zusammenfassungen den Rahmen für diesen eigentlich lebensvollen Organismus abgeben müssen.

Die Gebirgsfestung Siebenbürgens ist hingelagert zwischen die fetten, fruchtbaren

Ebenen, die es von Ost, Süd und West umgeben, und die die weiten Außengürtel des heutigen Großrumäniens bilden. So wie in Fauna und Flora und in allerlei andern Ausprägungen die Natur Siebenbürgens ein Übergangs- und Kreuzungsland verschiedener Zonen darstellt, so ist auch seine Kultur eine durch die beiden Welten des Orients und Okzidents fast gleichmäßig bestimmte.

So geschlossen durch den umgebenden Gebirgswall sich die Physiognomie unseres Landes auch darstellt, so ist sie doch auf der anderen Seite wesentlich bedingt durch die Ausfallstore, die in großen Flußdurchbrüchen (Alt und Mieresch) und in uralten Paßstraßen nach dem Westen und Ost-Süd-Osten gleicherweise führen. Wir in Siebenbürgen bekennen uns nach dem Stande unserer sozialen Gliederung, nach unserer wirtschaftlichen Expansion, nach den schöpferischen Triebkräften, die uns wirksam sind, eher zum Osten und Süd-Osten Europas, und doch leben wir in den Kulturwerten des uns zivilisatorisch und bildungsmäßig erfassenden Westens. Wir stehen geistig an der Scheide der Völker und Länder, unsere geschichtliche Berufung war es, in friedlichen Zeiten unsern Kaufmann mit den Erzeugnissen unseres Handwerks und vor allem unseres Kunsthandwerks bis nach Asien hineinzuschicken, und doch auch bis Augsburg und Nürnberg hin Handelsbeziehungen zu pflegen, und in Kriegsläufen die äußeren Vorposten zu sein gegen die Mächte Asiens, die Mächte des erobernd vordringenden Islams. Unser siebenbürgisches Volkstum und damit sein sinnfälliger Ausdruck unsere Volkskunst, ist ein Ergebnis dieses Hineinstellens in die geschichtlichen Auseinandersetzungen zwischen Ost und West. Eine überaus stark betonte Note unserer Volkskunst ist das geschichtliche Bewußtsein, das in der treuen Überlieferung, in dem Festhalten ererbter Motive, in der Freude an der durch geschichtliche Einwirkungen mitgeformten Tracht besteht. Charakteristisch für die spezifisch siebenbürgische Art ist das geschichtliche Bewußtsein und Selbstbewußtsein derer, die sich immer als die Bewahrer, als die physischen und geistigen Verteidiger höherer Bildung und Gesittung gewußt haben. Volkliches Bewußtsein ist mit einer der stärksten Triebfedern dazu, um ererbte Volkskunst treu zu bewahren. Nur ein Volksstamm, der in den alten Bauten, Hausgeräten, Kleidern, ein Stück seiner Geschichte, zugleich aber auch ein Stück seiner Gegenwart und der Notwendigkeiten für die Gegenwart erkennt, der also genügend geschichtlichen Stolz in allen seinen Gliedern besitzt, vermag Volkskunst weiter hervorzubringen, vermag letzten Endes noch bodenständig zu bleiben.

Siebenbürgen hat eine starke geschichtliche Bedeutung und Aktivität besessen, an den Reibungen zwischen Ost und West sind seine kräftigen Volksindividualitäten gewachsen. Die neueste Gegenwart hat uns aus Grenzvölkern zu Trägern des Zentrums in dem neuen großrumänischen Staat gemacht. Doch auch gerade in dieser Eigenschaft besteht unsere Aufgabe darin, Mittler zu sein zwischen dem sich bildenden Kulturkreis Südosteuropas und dem großen Zentrum des Westens. Wir stehen nicht nur im Kreuzungsland der Völker, der Volkskulturen und großen Kulturkreise, wir stehen auch zwischen den Zeiten an der Scheide der Kulturepochen und Kulturwellen. Das was die archäologischen Grabungen aus einzelnen Schichten von der

Steinzeit an bis zu den Römern zutage fördern, was an überall treu erhaltenen mittelalterlichen Bauwerken vorhanden ist, das spiegelt sich auch heute noch im Volksleben wieder. Als der deutsche Dichter Martin Opitz im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts am Hof des siebenbürgischen Fürsten Gabriel Bethlen weilte, da meinte er in der Tracht und in allen Tänzen des rumänischen Landvolkes überall noch die Spuren altrömischen Wesens zu erkennen, da bezeichnete er die in ihrer mittelalterlichen Gesellschaftsform lebenden Sachsen als die „germanissimi germanorum“, da führte er, der Begründer einer neuen Epoche in der deutschen Literatur, auch in den Kreisen des magyarischen Adels geistig die Neuzeit herbei. Altertum, Mittelalter, Neuzeit spiegeln sich damals im Antlitz der siebenbürgischen Völker, und auch heute noch sind Elemente verschiedener Kulturepochen bei uns in besonderer Ausprägung wirksam. Es scheint ein fruchtbares, z. B. an meinen engeren Volksgenossen, den Sachsen, so oft beobachtetes Gesetz der siebenbürgischen Geistesentwicklung zu sein, daß sie ein Bewahren und Immer-wieder-fruchtbar- und Lebendigwerden alter, sonst vielleicht als überstanden verschrieener Lebensformen zuläßt und dabei doch zu intensiver Erfassung neuer, fortschrittlicher Arbeitsmethoden befähigt.

Wir stehen in Siebenbürgen an der Scheide der Kulturepochen insoweit, als wir die alten, teilweise bis in heidnische Zeiten zurückreichenden Elemente von Brauch und volkstümlichem Glauben, von Siedlungsweise und Bauart, von Tracht und Hausgerät bewahrt und durch neue Formung immer wieder fruchtbar gemacht haben, und insoweit auch als wir heute doch auch vor die entscheidenden, in unsern sozialen Aufbau tief eingreifenden Probleme unserer Volkskultur gestellt sind, die die Völker des Westens schon seit Jahrzehnten beschäftigen. Wir haben beobachtet, daß technisch-mechanischer Großbetrieb in Handwerk und Landwirtschaft, daß Großstadtentwicklung und Landflucht in den westlichen Kulturländern zu weit- und tiefreichender Vernichtung volkstümlichen Gutes und damit volkhafsten Seelenlebens geführt haben. Wir können heute beobachten, wie etwa in den großen und von überall her geförderten Bewegungen der Heimatpflege, der Jugendwanderungen usw., eine bewußte Arbeit an der Zurückführung des Volkes zu seinen ursprünglichen Werten eingesezt hat, die in der Liebe zur Scholle, zum eigenen, persönlich gestalteten Haus, zu Wald und Flur usw. liegen. Wir besitzen diese Werte im wesentlichen noch als etwas organisch und lebendig Gegebenes, wir sehen uns aber namentlich durch die mit dem Weltkrieg einsetzende Entwicklung vor dieselben Erscheinungen in ihrem Anfangsstadium gestellt, die der Westen erlebt hat. Wir müssen uns fragen, ob wir innerlich als Volksganzes und als Einzelindividuum der Industrialisierung und Vertechnisierung gewachsen sind; ob aus den Übergangskrankheiten, die Industrieländer durchgemacht haben, für uns sich nicht Lehren ergeben; ob wir auf die Dauer jenen Zusammenhang zwischen Hand und Hirn, zwischen Bewegung und Gemütszustand, jenen Zusammenhang also zwischen dem Menschen und dem von ihm geformten Gegenstand erhalten können. Soll, so müssen wir uns fragen, all das, was hier nun ausgebreitet liegt, und was — wenigstens zum großen Teil — noch organisch zusammenhängt mit unserm gegenwärtigen Volksleben ins Museum wandern oder

kann es ein Teil, und zwar der beste, unserer Volksbehauptung bleiben? Es geht ja hier nicht nur um ästhetische- oder reine Nützlichkeitsfragen, sondern um die letzten Dinge der Volksseele und des Volksbewußtseins. Wir befinden uns in Siebenbürgen tatsächlich zeitlich am Scheidewege zweier Epochen. Erdgas und Petroleum sind erschlossen und prädestinieren unser Gebiet im Zusammenhang mit den großen Wäldern und dem sonstigen Reichtum des Landes, mit dem Schwarzen Meer und der Donau als Handelsstraßen zu einem Industrieland erster Ordnung.

Können wir in dieser Zuspitzung der Dinge die alte Erfahrung siebenbürgischer Geistesgeschichte nutzbar machen und das Wertvollste unseres Wesens, wodurch wir uns von dem internationalen Milieu unterscheiden, behalten und doch zugleich in vorsichtiger Auswahl des von außen Kommenden dieses Neue und natürlich Notwendige der Entwicklung uns anpassen, das für uns Fruchtbare auswählen, um die nötige Arbeitsmethode zu finden, anstatt uns und unser bestes Volksgut durch die Entwicklung überrennen zu lassen?

Das ist das große Problem und die Frage unserer siebenbürgischen Gegenwart. Ich muß die Beantwortung der Frage sichtlich offen lassen.

Wir legen, was wir noch besitzen, heute vor Sie, als das große Fragezeichen unseres Volkstums. Es ist die gemeinsame, Rumänen, Sachsen und Ungarn gleicherweise bindende Lebensfrage.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Das Grab eines Kindes

von Michael Sadoveanu

aus dem Rumänischen übersetzt von B. F. Czifeli - Schäßburg

(Schluß)

Eines Nachmittags steht der Knabe hinter dem Gartenzaun neben einem Fliederstrauch und spricht mit seinem Freund, dem kleinen Zigeuner, den alle im Haus verfolgen.

„Woher bist du hieher gekommen?“ fragt ihn der kleine Zigeuner, und seine weißen Zähne glänzen beim Sprechen.

„Woher ich gekommen bin?“ erwidert Bubi leise. „Ich bin von weither gekommen, aus einem Haus, das war viel größer . . .“

„Woher? Aus welcher Gemeinde?“

„Ich weiß nicht . . .“

Wieso „Gemeinde“? Er weiß von so etwas nichts. Er weiß von Vater, Mutter, von den Großeltern, vom Hause, und damit fertig. Er erinnert sich, daß er noch irgendwo gewesen ist, aber dies „Irgendwo“ ist ihm gänzlich unklar.

„Zankt sich dein Vater nicht mit deiner Mutter?“ fragt ihn der Zigeuner plötzlich.

„Nein,“ antwortet Bubi und hat die Augen auf den Sonnenstrahl gerichtet, der sich durch eine Ritze des Plankenzaunes neben seinem Kopfe hindurchstiehlt.



Zankt sich? Was heißt das „zankt sich“? Er weiß, daß sein Vater und seine Mutter in derselben Art sprechen, in einer Sprache, die er versteht, wie auch der Großvater, — aber zuweilen sprechen Großvater und Großmutter auch anders. Vielleicht versteht Bubi deshalb abends bei Tische nichts von dem, was rings um ihn gesprochen wird.

„Zanken sie sich nicht?“ fragt der kleine Zigeuner. „Meine, Vater und Mutter, zanken sich den ganzen Tag . . . Manchmal haben sie sich auch geschlagen und haben mich fortgejagt und haben auch mich geschlagen . . .“

Bubi hört mit offenem Munde zu.

„Und zuletzt haben sie mich zu dem Herrn gegeben — aber mir gefällt es besser zu Hause. Der Herr gibt mir nichts zu essen, und heute hat er mich wieder mit der ledernen Peitsche geschlagen . . . Das tut weh wie der Teufel — auweh — wenn er dir eins überzieht. Wie der Teufel brennt das . . .“

„Zum Herrn?“ fragt Bubi verwundert. „Bist du bei einem Herrn im Dienst?“

„Ja, freilich. Schau, ich hab dir eine Birne gebracht. Die Hälfte geb ich dir.“ Sie beißen langsam beide von der kaum halbreifen Birne.

„Wenn ich groß bin,“ sagt der kleine Zigeuner, „dann kauf ich mir einen Hammer und Blasebalg . . .“

„Auch ich kaufe mir . . .“ sagt Bubi lächelnd. Wenn er an diese unbekanntenen Dinge denkt: Hammer und Blasebalg, kommt es ihm vor, als ob ein großes Glück seiner warte.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Eines Abends sieht er, in einer Ecke seines Bettchens zusammengekauert, mit seinen großen blauen Augen dem Vater und Großvater zu, wie sie mit lebhaften Handbewegungen miteinander sprechen. Von sonderbaren Dingen ist die Rede, von Geld, von Mitgift und solchen Sachen. Sein Vater, das bärtige Gesicht in ernste Falten gelegt, blickt böse und zornig drein, und der Knabe fürchtet sich beinahe.

„Du hättest nicht unterschreiben sollen, du hättest nicht unterschreiben sollen,“ sagt der Vater laut und schlägt mit dem Handrücken auf den Tisch.

Großvater antwortet leise:

„Du mußt doch ein wenig Geduld haben; seid nicht so . . . Was sind das für Menschen, was für Menschen!“

„Was, Geduld? Ich kann nicht mehr; ich brauche es; alle reißen sie an mir, von allen Seiten . . . Hier diese Deutschen, diese Juden sind wie die Bluthunde . . . Ah! Ich hab vergessen; ich hätte nicht von Deutschen sprechen sollen . . .“

„Siehst du?“ sagt Großvater sanft. „Warum bist du böse? Hab ich mich jemals geärgert? Du sagst, ich sei ein Deutscher. Vielleicht bin ich's — was? Der Vater Deutscher, die Großmutter Russin, die Mutter Rumänin, — ich halte mich mehr nach meiner Mutter: ihr Glaube, ihre Sprache . . . Warum redest du so? Was sind das für Menschen, was für böse Menschen!“

„Ich weiß nicht!“ schreit wieder der Vater mit heftigen Gesten. „Gib mir's, sonst bleibt dir nichts übrig!“

Der Großvater bleibt sanft, versöhnlich. Aber Bubi ist es, als bedauerte er den Großvater. Er sieht, daß ihm die Pfeife ausgegangen ist, und seine Lippen inmitten des weißen Bartes lächeln nicht mehr. Er möchte ihm zuflüstern: „Großvater, komm, beten wir das Vaterunser!“ Er weiß, daß Großvater das gern hört; aber er hat Angst vor seinem Vater.

„Schau das Kind!“ flüstert der Alte, „es sieht uns zu . . .“

Vater schiebt die Unterlippe vor und zuckt die Achseln; er blickt Bubi nicht einmal an. Das Kind aber fühlt, das etwas es drückt. Die Gleichgültigkeit und Verachtung seines Vaters drücken es.

Und dies Bild gräbt sich ein und bleibt in seinem Geiß, seiner Seele für die künftigen Jahre.

Es ist trübes Wetter; träge fallen die Regentropfen. Bubi hat sich in die Scheune im Winkel des Hofes geschlichen. In der Scheune steht in der grauen Dämmerung eine uralte Kutsche. Die Kissen und der innere Überzug des Verdecks sind vergilbt; einst waren sie dunkelgrün. Die Motten haben sie durchlöchert. Alle Eisenteile bedeckt der Rost wie rote Blüten. Die Räder, eine Handbreit in den Boden eingesunken, sind ausgetrocknet und voll Kot.

Wer weiß, wie lange diese große Kutsche schon dort steht, mit ihren weichen Kissen, verstaubt und düster, in der dunklen Scheune, das Verdeck aufgeschlagen, als ob es sie immer beregnete.

Bubi setzt den Fuß auf den Tritt und steigt hinauf. Die Federn quietschen, die Räder knarren. Er fürchtet sich, fühlt sich allein — denkt daran, wie gut es jetzt im Haus ist, in den schweigenden Zimmern, wo die Betten und die Schränke stehen, wo Großvater und Großmutter leise, geräuschlos in Pantoffeln hin und wiedergehen.

Der Knabe staunt hinein in das Düstter ringsum. Auf einmal wird es licht in seinen Augen; auf der Schwelle erscheint Onkel Georg mit seiner roten Nase, dem gutmütigen Lächeln und dem großen Flecken auf der Stirn unterhalb der weißen Haarlöckchen.

„Was machst du hier, Bubichen, he? Was machst du?“ fragt Onkel Georg.

„Ich habe mich gefürchtet . . .“ stammelt das Kind.

„Aber jetzt, wie der Onkel gekommen ist, ist es dir vergangen?“

„Ja.“

„Gut, gut . . . Schau, jetzt nimmt dich der Onkel in die Arme und erzählt dir eine Geschichte . . . Willst du, soll ich dir eine Geschichte erzählen?“

„Ich will.“

Bubi schließt die Augen; draußen fällt der Regen leise vom grauen Himmel herab; er liegt dem Alten im Arm und schließt die Augen. Und hört eine leise Stimme, die er seit langem kennt und die er niemals vergessen wird.

„Es war einmal eine alte Frau und ein alter Mann. Die hatten einen klugen Jungen . . .“

Bubi fragt in Gedanken sich selbst: „So wie ich?“

„. . . einen klugen Jungen, so wie Bubi,“ spricht der Greis sanft, und der Knabe ist glücklich, und leise, leise umfängt ihn der Schlaf, von Augenblick zu Augenblick immer mehr.

*

Ein Sonnentag zu Sommers Ende. Der Knabe schlendert durch den ausgedehnten Garten, der viel zu groß ist für seine kleinen Füße.

Auf die besandeten schmalen Wege neigen Johannisbeeren, Flieder und Korallensträucher ihre Zweige herab. Hier und da stehen Blumen. Bäume sind überall.

Die Dienstmagd, ein kräftiges Mädchen mit grünem Kopfstuch, schreitet längs des Zaunes zwischen den Beeten hin. Sie bückt sich und reißt von Zeit zu Zeit etwas aus. Der Stallknecht kommt herzu und streckt die Hand nach ihr aus. Das Mädchen kreischt auf und läuft davon, gegen das Haus zu.

Bubi wendet sich, von Bijou gefolgt, nach dem Bache.

Das klare Wasser hat sich an einer breitem, ausgegrabenen Stelle gesammelt, wo Kies und Sand auf seinem Grunde liegt, und über das Wasser, das durchsichtig ist wie Tränen, neigen sich biegsame Weidenzweige. Von Zeit zu Zeit fällt ein gelbes Blatt herab und zeichnet Punkte und Kreise auf die glänzende Fläche.

Bubi wendet sich zu Bijou.

„Sehen wir uns hier neben dem Wasser nieder; schicken wir die Braut über den Bach! Vater sieht es nicht . . . Sonst würde er mich anschreien. Jetzt ist er aber nicht zu Hause.“

Das Kündchen wedelt mit dem Schweif und steckt ihm die Hand.

Sie setzen sich in das seidenweiche Gras. Rings Stille. Durch die Ritzen des Plankenzaunes erblickt man drüben im andern Garten ein Haus ohne Fenster und Türen, mit fleckigen Mauern, von denen der Bewurf abgeblättert ist, das schwarze Schindeldach voll grüner Moospazern, die wie samtene Polster aussehen. Bubi denkt nach. Dann spricht er leise:

„Das ist ein ödes Haus . . .“

So hat es ihm die Köchin gesagt: „ödes Haus“ — und darin wohnt die Buschgroßmutter . . . Das Kind weiß nicht, was das ist „die Buschgroßmutter“, — aber es bildet sich ein, es müsse ein böses Wesen sein. Gleana, die Köchin, sagt, sie stecke die Kinder in den Sack und trage sie mit sich davon. „Ich soll nicht dahin gehen!“

„Hörst du, Bijou? Wir gehen nicht hin . . .“ Ein Vogel singt ungesehen irgendwo im Laube. Mücken spielen im Licht, über dem Wasserspiegel.

Bubi sieht ihnen zu. Und plötzlich hört er Schritte jenseits des Zaunes. Einen Augenblick nur, dann wirft er sich, von Grauen erfasst, zu Boden neben Bijou, der freudig knurrt. Ein Gedanke zuckt durch seinen blonden Kopf: Die Buschgroßmutter kommt nach Hause! Und er schmiegt sich fest an den Boden, voller Angst, sie könnte ihn sehen. Sein Herz schlägt heftig wie das eines gefangenen Vögelchens . . . Trotzdem erhebt er seine blauen Augen . . . Und sieht in der Tat etwas: eine Frau. Das muß die Buschgroßmutter sein . . . Sie schreitet durch den Garten — er sieht

sie — bleibt unter einem Baume stehen, reißt einen Apfel vom Zweig und fängt zu essen an . . . Bubi staunt. Sie muß wohl Hunger haben! — Die Frau geht weiter; ein dürrer Ast hängt sich ihr an den Rock und windet sich am Boden wie eine Schlange, die ihr folgt. Sie ist ins Haus getreten. Bubi atmet erleichtert auf und macht sich daran, aufzustehen, noch immer bebend vor Angst, — da, andere Schritte, ein anderer Schatten. Ein Mann erscheint, geht rasch vorbei, trifft gleichfalls in das Haus . . .

Eine Stimme hinter ihm, im Baumgarten. Bubi springt auf; es ist Tica, der herumschreit. Er läuft herbei, dann hält er inne. Bubi macht ihm verzweifelte Zeichen mit der Hand und mit dem Kopf. Er schweigt; nähert sich auf den Zehen, legt sich neben ihn und hört mit Grausen ebenfalls die ganze Geschichte von der Buschgroßmutter.

Beide fürchten sich, aber sie wagen es nicht, aufzustehen und wegzugehen. — Sie bleiben da — bis auf einmal ein langgezogener Schrei aus jenem Haus ertönt und die Buschgroßmutter in der Türöffnung erscheint, sich prügelnd mit dem Manne, der nach ihr eingetreten . . . Mit zerzaussem Haar stürzt sie aus der Türe, rennt auf den Zaun los, gegen Großvaters Garten zu . . . Bijou fängt an zu bellern und die beiden Kinder, bleich und zitternd wie Weidenlaub, springen auf die Füße und laufen mit eiligen Schritten dem Hause zu, in entsehungsvoller Flucht . . .

Sie kommen in die Küche, beginnen zu weinen und unter Tränen und Schluchzen erzählen sie der Steana, der Köchin, daß die Buschgroßmutter sie fangen wollte. Und Bubi kommt es sonderbar vor, daß Steana nicht erschrickt. Steana lacht Tränen, macht ganz kleine Augen und fragt geheimnisvoll, was denn geschehen, wie es von Anbeginn gewesen sei.

„Die Buschgroßmutter, die Buschgroßmutter,“ denkt Bubi. „Ich hab Angst gehabt. Warum hat dann die Steana gelacht?“

*

Unter den Dingen, die von dem hellen Lichte dieser großen und neuen Welt übergossen sind, erscheint vor dem Auge des Knaben auch der düffere, gebeugte Schatten des Herrn Schulem, der mit Selterswasser handelt. Lang, hager, mit schütterem, rotem spitzen Bart, ein langer Schnurrbart unter einer großen Nase, ein Gesicht voll Sommerprossen, Lumpen die Kleidung: so zieht Herr Schulem den ganzen Tag durch die Gassen des Städtchens, zieht seinen schweren Sodawasserkarren, und von Zeit zu Zeit erscheint der Karren wie ein alter Bekannter, umgeben von einer goldfarbenen Staubwolke, ertönt sein langgezogener heiserer Ruf: „Elektrisches Soda! Zwei Graizer das Glas! Elektrisches Soda!“

Und Bubi folgt dem Juden mit dem Blick, bis er ihn an der Straßenecke aus den Augen verliert; und noch lange nachher hört er seine Stimme, immer schwächer, verloren, bis sie ganz verklingt. Kummer, Schmerzen, Verbitterung und Spott eines ganzen Lebens, von alledem weiß das Kind nichts. Woher sollte es auch? . . . Das Leben ist jung und schön, voll Licht und Lieder . . . Herr Schulem ist ein

freundlicher Schatten, der vorbeizieht, ruft, alles zur Freude der Kinder, damit junge blaue Augen ihn sehen. Für Bubi kann Herr Schulem nichts anderes sein, als ein glückliches Wesen, das durch die Gassen zieht und voll Glück schreit. Mit Freuden erwartet Bubi sein Erscheinen, mit Freude sieht er ihn vorbeiziehen und hört lächelnd seinen müden, heisern, verlorenen, verbitterten Ruf.

*

Und nun ereignet sich etwas ganz Ernsthaftes in Bubis Leben.

In der Zimmerecke, verborgen im Schatten, dann im völlig Finstern, wo er einschlief, nachdem er sich von draußen hereingeschlichen hatte, erwacht der Knabe auf einmal von einem blendend hellen Blitz, einem schweren Donnerschlag, der grollend in der Höhe fortläuft, in immer weiterer Ferne verklingt, wie das unterdrückte Murren einer großen Dogge. Er fürchtet sich. Es ist, als ob er sich gar nicht erinnern könnte, so etwas je erlebt zu haben. Er will aufstehen — da erblickt er eine schattenhafte weiße Gestalt mitten im Zimmer. Ein Schauer läuft ihm über den kleinen Leib. Es ist Mama; er erkennt sie wohl. Sie muß ihn gleich sehen, er hat sich ja nur auf die Dielen gelegt und hat sich nicht zugedeckt. Er wagt nicht, sich zu rühren. Hält den Atem an und wartet.

Das Licht eines Blitzes stufet in das Zimmer, es prasselt, die Scheiben klirren. In dem blauen Lichte taucht das Gesicht der Mutter auf, bleich, mit großen, dunkeln, glänzenden Augen. Und der Knabe sieht, wie sie zur Türe schreitet und öffnet . . . Er hört flüstern. Mit seiner Mutter ist noch jemand ins Zimmer getreten. Ist's der Vater? Nein. Der eingetretene, ist ein Unbekannter. Er ist jünger, hat weder Bart, noch Schnurrbart — soviel sieht das Kind beim Leuchten der Blitze — und er hat ein liebes Gesicht und lachende, bittende Augen.

Der Knabe wartet. Das Flüstern erfüllt das Zimmer wie ein Gesang. Und der Knabe wartet und versteht nichts, weder was er hört, noch was er sieht . . . Und plötzlich ist ihm, als ob ihn etwas schüttelte, etwas Unverständliches, Kaltes, nie Gefühlses . . . Seine Angst von vorhin erwacht wieder; er vermag das Dunkel nicht mehr zu ertragen; es erstickt ihn. Er stöhnt leise, versucht zu sprechen:

„Mama!“

Ein erschrockenes Flüstern zuckt durch das Dunkel. „Dummes, nichtsnutziges Kind.“ Er fühlt, wie Mama sich ihm nähert; sie hat ihn, selbst zitternd, fest an der Hand gepackt, zur Schwelle geführt, die Türe geöffnet, hat ihn hinausgestoßen . . . Und er versteht nicht, weshalb sie seine Hand so gepreßt hat, daß er am liebsten aufgeschrien hätte, weshalb sie ihn hinaus ins Dunkle geschoben hat . . . Und die Furcht, das Unbekannte läßt in den Winkeln des Ganges sich Schatten erheben . . . Wesen, die er nicht sieht, die aber da sind und auf ihn warten, um ihn zu ergreifen, zu würgen. Und zuerst wimmert Bubi, dann beginnt er zu weinen, drückt die Fäuste in die Augen und weiß nicht, wohin er sich wenden, wohin er gehen soll.

Ein Lichtschimmer! . . . Dort ist der Hof. Was soll er sonst machen? Zu Onkel Georg will er gehen, ihn wird er am schnellsten treffen. Zitternd hastet der

Knabe die Treppen hinab durch dicke, dunkle Nacht — und kalte Regentropfen fallen rings um ihn wie ein Schleier, peitschen ihm ins Gesicht, durchnässen ihn, treffen, von den Windstößen getrieben, seine dünnen Kleider.

Und er versteht nicht, was das gewesen ist, warum seine Mutter ihn da herausgeschoben hat, wo er sich befindet . . . Er beginnt noch lauter zu weinen; schreit, ruft mit dünner, trauriger Stimme.

*

Das Kind ist krank, seit zwei Tagen hart krank. Es hustet, fiebert, redet irre . . . Die ganze große, wundervolle Welt, die sich noch vor Kurzem vor seinen klaren Augen eröffnet hatte — ist nun dahin, versunken in Dunkel. Der weißbärtige Großvater, Großmutter mit der Brille und wie immer mit dem Strickstrumpf, Mama, das Taschentuch vor den Augen, Papa, bärtig und düster, Bijou, Tica, Onkel Georg, alle sind da um das Bett versammelt. Seine ganze Welt, die er gestern nicht verstand, die er jetzt zu verstehen beginnt. Eine kleine Welt, eingengt zwischen die Plankenwände des großväterlichen Hauses, aber doch eine Welt. Es gab darin jemand, den er fürchtete, es gab, den er liebte; — eine Welt, aus der Bilder sich einschlichen in seine Seele und Worte sich eingruben für die spätern Jahre, eine Welt, die ihn für große Freuden und große Unfälle vorbereitete.

Diese ganze Welt stand rings um sein Lager. Und dort auf dem Krankenbett ein Leben, das, wie sie alle glaubten, sich ein halbes Menschenalter hindurch entwickeln sollte, blaue Augen, die am Graben der Großeltern weinen sollten, ein Leib, der bestimmt schien, stark zu werden und zu wachsen, wie eine Tanne, eine Stimme, bestimmt, zu schreien in Ausgelassenheit, zu jauchzen wie Gesang in den großen Freuden, die das Leben bringt . . . Es war ein Keim, der aufgehen sollte, den schrecklichen und süßen Wirbel zu bestehen, der Leben heißt . . .

Alle warteten, traurig, hoffnungslos. Schweigen, von Flüstern unterbrochen, ein verstörter Seufzer . . . Draußen vor den Fenstern weht nachts der Wind, er braust dumpf; es ist, als klopfe er an die Scheiben, als rief er . . . Und dann liegt das Kind da, gelb, ohne Regung. Etwas in ihm, worin die wenigen Schauer des wirklichen Lebens eingepreßt waren, ist dahin, wie wenn es der Wind mit sich genommen hätte!

*

Jetzt wird Bubi zu Staub, tief unler den Blumenbeeten. Bijou bellt, mit struppigem grauem Haar, auf dem alten Wirtschaftshof; der klare Bach erschauert, wenn ein Blatt hineinfällt; Onkel Georg, Großvater, Großmutter, Mama, alle wandeln im Licht, atmen, freuen sich dieses unermesslichen Lebens . . . Und dies Leben fing an, auch in die junge Seele des Kindes zu dringen, nicht vergeblich, sondern langsam zwar, aber mächtig, eine Vorbereitung für einen Weg durch ein ganzes Menschenleben.

Sie ist dahin, die kleine Welt, die da lebendig zu werden begonnen hatte; die ganze Kette von Freuden und Leiden, von großen oder kleinen Taten ist im Dunkel

der Zukunft verblieben, in einem Dunkel, das keiner zu durchdringen vermag. Und das Kind schläft unter Blumenbeeten, mit geschlossenen Augen, mit seiner ganzen toten, verlorenen Welt.

Schlafe, Bubi!



Grundzüge zur Siebenbürgischen Volkskunstausstellung in Berlin

von Dr. Richard Csaki - Hermannstadt

In der Zeit vom 17. März bis 6. April d. J. hat in Berlin eine Siebenbürgische Volkskunstausstellung stattgefunden. Veranstalter waren das Deutsche Kulturamt in Rumänien und das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, welches letzteres auch seinen im Zentrum Berlins, Potsdamerstraße 120 gelegenen Ausstellungssaal zur Verfügung stellte.

Die Volkskunstausstellung bedeutet den ersten Versuch, das volkstümliche Leben einer deutschen Minderheit der reichsdeutschen Öffentlichkeit an Ort und Stelle näher zu bringen. Und zwar nicht nur in einer Eigendarstellung, sondern in der organischen Verbindung, in der sich Volkstum und Volkskunst der auslanddeutschen Siedlung mit den umwohnenden fremdrassigen Völkerschaften vollzieht. Der Siebenbürgischen Volkskunstausstellung eignet deshalb von mehreren Gesichtspunkten aus grundsätzliche Bedeutung. Die Methoden der Aufbauarbeit und die im Anschluß an die Ausstellung erworbenen praktischen Erfahrungen können für ähnliche Veranstaltungen anderer Minderheitengruppen vielleicht verwertbare Anhaltspunkte geben.

Ich will den allgemeinen Verlauf der Ausstellung schildern und die gezeitigten Ergebnisse entwickeln.

Die Ausstellung umfaßte die Volkskunst aller drei, Siebenbürgen bewohnender Völker: der Siebenbürger Sachsen, der Rumänen und Ungarn. Der rumänische Teil war insoweit der einheitlichste, als er sich auf die Darstellung der im engeren Sinne als Volkskunst anzusprechenden Gebiete beschränken konnte. Diese Gebiete allerdings (Stickerie, Weberei, Holztechnik, Teppichherstellung) leuchteten in satter Farbenpracht auf. Sowohl als Gesamtbild, als auch was die Feinheit der Einzelausführung z. B. der Frauenschürzen betrifft, erregte die rumänische Abteilung das Entzücken der Sachleute und Laien. Die sächsische Gruppe war schon differenzierter. Hier kam das aus den Wurzeln volkstümlichen Schaffens quellende Kunsthandwerk (Goldschmiedarbeiten, Lederbearbeitung, Keramik) hinzu und es mußte auch der Unterschied zwischen bäuerischer und städtischer Volkskultur in Tracht usw. hervorgehoben werden. Der magyarische Teil endlich umfaßte mit einer gewissen inneren Berechtigung auch die Magnatentracht und die aus adligen Frauenkreisen hervorgehenden, durch volkstümliche Motive bedingten Stickerien. Auch mußte hier ein

scharfer Strich gemacht werden zwischen der Volkskunst der Ostsiebenbürgen besiedelnden Szekler und dem mittelsiebenbürgischen Kunstschaffen, das besonders in den Orten Toroczko und Kalotafeg Höhepunkte erreicht.

Glücklicherweise und Aufbau der Ausstellung erfolgte im Sinne einer räumlichen Trennung des Volksgutes der einzelnen Völker. In besonderen Kojen war jedes Volkstum für sich dargestellt. Vielleicht hat neben der unmittelbaren Wirkung, die das ursprüngliche, boden- und gemeinschaftsverwurzelte Volkskunstschaffen naturgemäß erzielen mußte, auch der Umstand zu einem starken, nachhaltigen Eindruck auf die Großstädter beigetragen, daß die Ausstellung so schlicht und einfach, ganz ohne jenes Raffinement aufgebaut war, das die Ausstellungstechnik großer Kulturzentren in den letzten Jahren gezeitigt hat.

Der in angenehm. matten Farben gefauchte und mit Oberlicht versehene Saal des Zentralinstituts enthielt an der einen Stirnseite und an den Längsseiten die Ausstellungskojen, die Mitte war für Stuhlreihen freigelassen, die auf das ziemlich erhöhte Podium blickten. Vor dem Podium waren die Vitrinen aufgestellt, die das Kostbarste der sächsischen Goldschmiedekunst und Lederbearbeitung enthielten.

An den Wänden rings um das Podium, teilweise auch in den Kojen und an den Flächen, die zum Podium hinaufführten, hingen Gemälde siebenbürgisch-sächsischer Künstler, auch lagen Graphiken und Zeichnungen rings auf den Tischen. So beschränkte sich die Ausstellung nicht ausschließlich auf Volkskunst — einige der Bilder stellten allerdings Motive von siebenbürgischer Volkstracht und Landschaft dar — sondern es wurde der Versuch unternommen, dem hinnendutschen Besucher möglichst handgreiflich zum Bewußtsein zu bringen, daß der starken, noch heute bestehenden Verwurzelung des Gesamtvolkstums in der Volkskunst parallel geht eine Kulturentwicklung, die eine Auseinandersetzung und selbständige Lösung allen geistigen Erscheinungen des Westens gegenüber sucht. Der wenig unterrichtete Durchschnittsbesucher könnte angesichts der Volkskunstausstellung allzuleicht zur Anschauung gedrängt werden, daß es sich bei den Siebenbürger Sachsen um eine rein bäuerlich, höchstens noch handwerklich bedingte Kultur handle. Die Gemäldeausstellung, in der die einzelnen Künstler allerdings vielfach mit zu wenig Bildern vertreten waren, um sie einigermaßen würdigen zu können, ließ aber doch ahnen, wie differenzierte Künstlerpersönlichkeiten, wie subtile geistig-seelische Vorgänge in der höhern siebenbürgischen Kunst da sind. Eine deutsche Auslandgruppe aber, der solche, ins höhere individuelle Schaffen dringende Maler angehören, muß notwendig Besitzerin einer alten Tradition, einer starken Hochzuchtung auch von Einzelindividualitäten sein.

Eine Ergänzung des Bildes nach dieser Seite erfuhr die Ausstellung auch durch die regelmäßigen Konzerte siebenbürgischer Musiker, die sich im Musikleben Berlins oder Deutschlands durchgeführt haben. Zuerst fand ein ungarisches Konzert statt, an dem allererste Kräfte der musikbegabten Nation mitwirkten. Dann folgten drei Morgenfeiern siebenbürgisch-sächsischer Musiker. Man war fast erstaunt, allein in Berlin soviel sächsische Künstler ersten Ranges zu finden, daß unter ihrer Mitwirkung die gesamten drei Programme mühelos bestritten werden konnten. Es

waren die Kammerfängerin Lula Myß-Smeiner, Professor Waldemar von Baußnern, Luise Smeiner, Eva Katharina Jekelius-Rißmann, Selma Honigberger, Erna Honigberger, Egon Siegmund, Gerhard Jekelius. Die Konzerte waren vom Berliner Publikum durchgängig gut besucht und die Presse äußerte sich in sehr aner kennender Weise. Man hatte den Eindruck künstlerisch hoch- und höchststehender Leistungen und mußte unwillkürlich feststellen, daß ein kleiner Volkssplitter, der bloß an Berlin so viele Musiker abgegeben hat, aus produktiven Quellen auch höhern Kulturschaffens schöpfen kann. Es boten diese Morgenfeiern ein reizvolles, vielleicht gerade für den hastenden Großstädler unvergeßliches Bild: Links und rechts von dem Beschauer die in den feurigsten und zartesten Farben erstrahlenden Stickereien und Trachten, ein Sinnbild der im Organischen und Ewigen wurzelnden Entwicklung — die Sinne zu innerer Ruhe und In sich geschlossenheit dämpfend. Und oben auf dem Podium, im Rahmen der heimatischen Malerei, die darstellenden Künstler, die alle das beste Stück ihres Künstlertums aus dem unvergessenen heimatischen Boden ziehn! Die Brücke zwischen West und Ost, die Vermittlung der im Osten vorhandenen Bodenständigkeit, der hier quellenden Ursprünglichkeit und die Sublimierung dieser angeborenen Werte in der Musik der Weltmusikstadt — es war ein kaum anschaulicher zu bietendes Bild der Berufung auslanddeutscher Schaffensmöglichkeit im Schoße der großen Mutterkultur.

Die Ausstellung wurde am 17. März durch den preußischen Kultusminister Professor D. Becker feierlich eröffnet. Die Tatsache, daß ein deutscher Staatsminister eine Auslandsausstellung eröffnete, an der alsi Veranstalter und Aussteller eine deutsche Minderheitengruppe teilnahm, war kulturpolitisch von größter Bedeutung. Es sollte dadurch unwillkürlich, ohne daß es programmatisch vorher skizziert worden wäre, folgendes zum Ausdruck gebracht werden:

1. daß Deutschland es warm begrüßt, wenn sich die Minderheiten eines Staates, im besondern die deutsche, mit dem Staatsvolk in harmonischer Kulturarbeit finden und diesem Zusammenwirken in Deutschland selbst Ausdruck geben und so einer späteren friedlichen Wechselwirkung der Kulturen und der Wirtschaft vorarbeiten und
2. daß der deutschen Minderheit Rumäniens im besondern als loyalem Bestandteil des Staates im Interesse des Staates eine freie Kulturentwicklung zukomme.

Diesen letzteren Gedanken betonte mit besonderem Nachdruck der Vertreter und Sprecher des Auswärtigen Amtes, der jetzige Direktor der Kulturabteilung im Auswärtigen Amt, der frühere deutsche Gesandte in Bukarest, Minister Hans Freytag. Daß die rumänische Regierung in der Ausstellung auch einen willkommenen Anlaß sah, die Volkskultur Rumäniens im Auslande zu wirksamer Darstellung gelangen zu lassen, bewies ihr weitgehendes Entgegenkommen schon gelegentlich der Vorbereitungen, besonders auch das Wohlwollen des Kultusministers Dr. Goldis, des Präsidenten des rumänischen Kulturvereins. Auch die rumänische Gesandtschaft in

Berlin setzte sich werklätig für das Gelingen ein. Der Gesandte, Minister **Nano**, stellte aus seinen Sammlungen die schönsten Teppiche und Stickereien zur Verfügung und nahm an der Eröffnungsfeier und an einem Konzert siebenbürgischer Künstler teil. Der Presseattaché der Gesandtschaft **Dr. Ilcus** sprach bei der Eröffnung im Auftrage des rumänischen Kulturvereins. Die rumänische Presse nahm — mit wenigen Ausnahmen — von der Ausstellung in zustimmendem Sinne Kenntnis.

So scheinen denn gerade auf dem Gebiet kulturpolitischer Arbeit Möglichkeiten gegeben zu sein, daß die deutsche Minderheit im Interesse und in Zusammenarbeit mit Faktoren des Heimatstaates im Deutschen Reiche wirksame Kulturpropaganda für das Heimatland treibt und daß sie dabei den freien kulturellen Verkehr mit allen Stellen und Persönlichkeiten des großen deutschen Kulturkreises für sich in Anspruch nimmt.

Es wurde darauf hingedeutet, daß bereits bei Gelegenheit der Eröffnung die höchsten deutschen Reichsstellen ihr warmes Interesse an Siebenbürgen und der deutschen Minderheit Siebenbürgens bekundeten. Im weiteren Verlauf der Ausstellung ergaben sich wiederholt Anlässe, wo offizielle Stellen, aber auch weiteste Kreise der Bevölkerung unseren Belangen Liebe und Verständnis entgegenbrachten, so daß eine solche aus den ursprünglichsten Werten schöpfende Volkskunstausstellung als eines der wirksamsten Kulturpropagandamittel eines Landes und Volkes betrachtet werden kann. Unter anderem ließ es sich der Reichsminister **Dr. von Keudell** nicht nehmen, die Ausstellung in eingehender, von innerem Interesse getragener Weise zu besichtigen. Ein schlichter Empfang gab dem Reichsminister Zeugnis von der tiefen Dankbarkeit, die das Auslanddeutschtum erfüllt, wenn verantwortliche und höchste Persönlichkeiten des Reiches so spontan, wie es Herr von Keudell getan, gewissermaßen eine Pflicht darin sehen, bei solchen Anlässen dem Auslanddeutschtum durch aktive Anteilnahme innere Stärkung zu geben.

Einen offiziellen Ausdruck des Wohlwollens sahen wir auch in den Widmungsworten einzelner Persönlichkeiten, die dem Ausstellungskatalog vorangeschickt wurden. Der Reichsminister des Auswärtigen, **Dr. Stresemann**, schrieb: „Die Siebenbürger Volkskunstausstellung gibt uns ein Bild des Kunstschaffens eines Landes, das zu einem Teil mit uns stammverwandt ist. Wie jede wahre Kunst über die Nationalitäten hinausragt und als allgemeines Menschheitsgut die Völker verbinden kann, so möge auch diese Siebenbürgische Volkskunstausstellung gegenseitiges Verständnis und wechselseitige Beziehungen fördern...“ Ebenso drückt sich Minister **D. Dr. Becker** im Sinne der Völkerverständigung aus und Minister **Freytag** stimmte seine Worte auf den Ton persönlicher und nationaler Anteilnahme an den Siebenbürger Sachsen: „Wer wie ich Siebenbürgen kennt, weiß, welche Schätze die Volkskunst der Siebenbürger Sachsen herabrgebracht hat und wie Wertvolles eine Ausstellung aus diesem Reichtum den deutschen Gastgebern bieten kann.“

Diese Kunst ist deutsches Erbe, das die Siebenbürger Sachsen treu bewahrt und geschützt haben.“

Eine Reihe gesellschaftlicher Veranstaltungen, die alle von Berliner Stellen

ausgingen und in den Ausstellungsjaal gelegt wurden, brachte uns in nähere persönliche Föhlung mit den verschiedensten Interessen- und Berufskreisen. Fast jeder Abend während der Ausstellungsdauer war einer bestimmten Gruppe vorbehalten. Ein gesellschaftliches Ereignis besonderer Art war der Abend des Reichsschulsausschusses des Auswärtigen Amtes, der außer zahlreichen hohen Beamten des auswärtigen Dienstes führende Schulmänner aus allen Gebieten des Reiches vereinigte. Hier, wo tatsächlich eine Auslese des geistigen und diplomatischen Deutschland beisammen war, bot sich an der Hand des Ausstellungsmateriales willkommenste Gelegenheit, das Charakteristischste unserer Art in einem Vortrage herauszuarbeiten und das Wesentliche und Notwendige auslanddeutscher Lebensformen anschaulich zu machen. Hier erwies sich auch der wärmere Ton gesellschaftlicher Föhlungsnahme als wohlthuend für die Beziehungen der Auslandsdeutschen zu offiziellen Persönlichkeiten. Behält doch der bürokratische Verkehr oft etwas Sachlich-Kühles, während gerade die Bindungen, die hier nötig sind, durch persönliche Vertrauen und auch geföhlsmäßige Momente unterbaut sein müssen.

Das Interesse eines ganz andersgearteten Kreises wurde durch eine vom Minister a. D. Erzellenz von Schmidt-Ott für die Gesellschaft der Freunde des Zentralinstituts angeregte Veranstaltung auf die Ausstellung gelenkt. Erzellenz von Schmidt-Ott lud in sorgfältiger Auswahl die besten Namen der Reichshauptstadt aus Handel, Industrie, Bankwesen, teilweise auch Kunst und Wissenschaft zu einem Gesellschaftsabend in die Ausstellung ein. Außer dem siebenbürgisch-sächsischen Vertreter hielt der Reichskunstwart Dr. Redzlob einen Vortrag mit dem Thema „Volkskunst und Gegenwart“ und Erzellenz von Schmidt-Ott sprach in eindringlicher, von stärkster persönlicher Anteilnahme getragener Weise zu den Problemen und Nöten der Siebenbürger Sachsen. Als von großer Tragweite wurde dieser Abend besonders deshalb empfunden, weil in Erzellenz von Schmidt-Ott, der bekanntlich die Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft führt, sich eine der markantesten und gewichtigsten Persönlichkeiten des Reiches mit starkem Impuls für Siebenbürgen eingesetzt hatte. War es doch dank der Tatsache, daß er handschriftlich seinen Namen unter alle Einladungen gezeichnet hatte, gelungen, etwa 150 der glänzendsten Erscheinungen aus allen, namentlich finanziell führenden Kreisen der Reichshauptstadt bei diesem gesellschaftlichen Ereignis zu vereinigen. Es war eine kulturpolitisch sehr wirksame Methode, die Aufmerksamkeit dieser Menschen durch die selbstverständliche Sprache der Volkskunstschöpfungen und durch den erläuternden Vortrag auf ein durch seine Völker, seine Landschaft, aber auch durch seine wirtschaftlichen Möglichkeiten interessantes Land zu lenken. Das seine Substrat des geistig Gebotenen verbunden mit der wundervollen Wirkung all der rings hängenden und stehenden Volkskunstschöpfungen — all das erzeugte bei dem hohen Niveau der Gesellschaft eine unendlich intime und doch, so wie selten wohl in der Großstadt, seelisch gesättigte und volle Stimmung. Man fühlte, daß das in dieser Form vorgeführte Siebenbürgen in keiner schlechten Erinnerung bleiben konnte.

Föhrte der Besuch und die Anteilnahme höchster Behörden und führender

Persönlichkeiten auf weite Sicht hinaus zu kulturpolitischen und sonstigen bedeutenden Auswirkungen, so ging nun die Beteiligung von Fachkreisen und Schulen in die Tiefe und in die Breite und erfüllte den eigentlichen Zweck der Ausstellung.

Von Anfang an hatte der Reichskunstwart Dr. Redtlob mit dem Stabe seiner Mitarbeiter unserem Ausstellungsgut die aufmerksamste Beobachtung gewidmet. Der Reichskunstwart hatte, um das Interesse der Schuljugend zu erhöhen, aus der Reichsdruckeret eine Reihe von Preisen gestiftet, die den Verfassern und Zeichnern der besten illustrierten Aufsätze über die Ausstellung oder Teile derselben gestiftet werden sollten. Was aber die Reichskunstbehörde und ihre Vertreter vor allem anzog, war der eigene große Plan, der im Hintergrunde schwebte: die allgemeine deutsche Volkskunstausstellung, die als organischen Bestandteil auch das Auslanddeutschtum enthalten soll. Daß Siebenbürgen auf dieser großen Ausstellung eine bedeutsame Rolle zukommen müsse, eröffnete sich dem Reichskunstwart in der Betrachtung der ausgebreiteten Schätze, die ihn und seine Vertreter zu immer neuem Studium anzogen. Im Laufe der Ausstellungsdauer haben Berliner und auswärtige Museumsleiter und Fachgelehrte die Ausstellung eingehender Besichtigung unterzogen. Einige Abende waren besonders interessierten Fachvereinen vorbehalten. Ich erwähne den Groß-Berliner Philologenverband, den Verein der Lehrer an Berliner Kunstschulen, die Berliner Zeichenlehrer und Zeichenlehrerinnen, die Handarbeitslehrerinnen usw. Jeder Fachgruppe wurden einführende Vorträge gehalten. Als fachkundige Vortragende wirkten vor allem Herr Dr. von Jaloštický aus Czernowitz, der mit ursprünglichem Einfühlungsvermögen begabt und dem eingehendsten wissenschaftlichen Rüstzeug versehen, rumänische und östliche Volkskunst überhaupt in hinreißend plastischer Wiedergabe lebendig machte, und Dr. Würh, der in poetischer Einfühlung und von hoher volkpsychologischer Plattform aus das allgemein Sittliche volkskunstmäßigen Schaffens an der Hand des vorliegenden Materials herausarbeitete.

Das durch den Besuch der Ausstellung geweckte Interesse der Schulmänner wirkte in überraschendem Maße auf die Leitungen der Berliner höheren und Volksschulen ein, die in einsichtsvollster Weise ihren Schulen einen Vormittag für die Besichtigung freigaben. Wenn bedacht wird, daß die meisten Schulgruppen, um bis zur Potsdamerstraße zu gelangen, eine und mehr als eine Stunde mit der Straßenbahn fahren mußten, ist es erstaunlich, wie zahlreich der Schulbesuch war. Jeden Vormittag von 1/2 9 Uhr an bis 1 Uhr mittags stauten sich die Massen im Ausstellungssaale. Es konnte durchschnittlich für den Tag mit einer Zahl von 1000—1400 Kindern gerechnet werden, so daß sich eine Gesamtbesucherzahl von seiten der Berliner Schulen von über 20.000 Kindern ergibt. Jeder Schulgruppe wurde ein einleitender Vortrag über Siebenbürgen, Land und Leute und im besondern über die deutsche Minderheit gehalten, dann wurde sie in kleinere Gruppen aufgelöst und es folgten Führungen durch fachkundige Herren in den Kojen der verschiedenen Völkerschaften. Ein völkerekundlicher Anschauungsunterricht, und doch zugleich unendlich viel mehr wert als eine normale Lehrstunde gerade von der gemüthlichen Seite her durch die Tatsache, daß in den Kindern der Grundton mitschwang: Hier können wir einmal sehen, wie

das deutsche Wesen sich unter ganz fremden Völkern ausnimmt, wie es in vielem ähnliche Züge in der Tracht und im Hausrat aufweist, weil ja diese Auslanddeutschen in demselben Dorfe mit den Nichtdeutschen leben müssen, wie es aber doch in vielem so grundverschieden, so echt deutsch ist. Wenn auch nicht mit dieser Klarheit, so ist es sicher ahnungsmäßig (was vielleicht noch wertvoller ist) manchem Kinde zum erstenmale aufgegangen, was das wohl bedeutet „Auslanddeutsche“, dieses in der Schule und sonstwo so viel gebrauchte Wort. Es bedeutet, so mußte der höhere Schüler oder die höhere Schülerin sich sagen, im Gebaren und in der Kleidung, in der Arbeit und in der Wohnung etwas besonderes, in der Leistung etwas besseres (Kunstgewerbe) sein als die andern, es bedeutet, sich in einem Meere Andersgearteter innerlich und äußerlich (Volkstracht) in dem eigenen Wesen zu erhalten.

Unzweifelhaft ist rein ideell die stärkste Wirkung unserer Ausstellung in der Kinderseele zu suchen, die den Keim eines zukünftigen deutschen Volksbewußtseins in sich birgt. Was in diesen 20.000 Kindern aus dem Erlebnis dieser Ausstellung als völkische Erkenntnis, als völkisches Gefühl sich ausreißt, das ist das Wichtigste, das Wesen unserer Ausstellung!

Der Reichskunstwart hatte eine Reihe von Reichsäunstdrucken als Preise für die besten illustrierten Schüleraufsätze über die Eindrücke aus der siebenbürgischen Volkskunst ausgesetzt. Nun sah man während der stillern Stunden am Nachmittag ganze Gruppen zeichnender und aquarellierender Jungen und Mädchen, eifrigst bemüht, besonders eindrucksvolle Stickmuster, ganze Trachten oder Trachtenteile, Krüge usw. festzuhalten. So ist einem Teil der Schuljugend durch diese genaue Schauen ein tieferes Erkennen des volkspyschologisch, aber auch künstlerisch Wesentlichen vermittelt worden.

In vollendeter, unvergeßlicher Weise hat die Reichshauptstadt, in den höchsten Reichsstellen, in völkischen und sachlichen Körperschaften, in Einzelpersonlichkeiten und vor allem in der Schuljugend vertreten, der Siebenbürgischen Volkskunst weitgehendste und herzlichste Gassfreundschaft geboten. Ich gedenke nun auch des wichtigsten Faktors für das gute Gelingen, der Presse. Treu ihrem starken Heimatbewußtsein, haben die beiden Preisseute siebenbürgischer Herkunft, der Chefredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“, Dr. Fritz Klein, und der Chefredakteur der „Täglichen Rundschau“ Fritz Heinz Reimesch im Rahmen ihrer eigenen Blätter, aber auch weit darüber hinaus sich in jeder Beziehung eingesetzt. Es kann freudigst festgestellt werden, daß nicht nur die gesamte Tagespresse Berlins aller Parteilichhaltungen oft in mehreren Artikeln eingehend Kenntnis von der Ausstellung genommen und sie warm begrüßt und gewürdigt hat, sondern daß fast in gleichem Umfang auch die andere große Presse Deutschlands (Köln, München, Frankfurt usw.) in ausführlicher Weise berichtet hat. Selbst die kleinen Provinzblätter haben die von den Korrespondenzbüros im Interesse des Auslanddeutstums sehr geschickt ausgegebenen Meldungen gebracht. Es kann wohl ohne Übertreibung gesagt werden, daß noch nie in dieser Dichte und Ausdehnung Siebenbürgen konzentrisch in die gesamte reichsdeutsche Presse lanciert worden ist, wie bei dieser Gelegenheit.

Auch die illustrierten Blätter haben in großer Zahl Bildmaterial gebracht, vielfach auch die illustrierten Beilagen der großen Zeitungen. Am wenigsten zugänglich sind die ganz großen und bedeutenden illustrierten Blätter gewesen, für ihre Aufmachung bildete die Ausstellung wohl zu wenig „Sensation“ im landläufigen Sinne. Wenn es sich um die Volkskunst eines menschenfressenden Negerstammes aus Innerafrika gehandelt hätte, wäre es sicher ein Leichtes gewesen, ganze Seiten dieser Blätter für die Darstellung der „Volkseigenart“ zu füllen!

Zusammenfassend drängt sich dem auslanddeutschen Kulturpolitiker auch hinsichtlich der Mitarbeit der Presse dieselbe Beobachtung auf, wie hinsichtlich aller andern Kräfte in der Reichshauptstadt, die bei der Veranstaltung unsern Belangen Vorschub geleistet haben:

Wenn heute wir Siebenbürger — oder sonst eine auslanddeutsche Gruppe — vor die reichsdeutsche Öffentlichkeit treten, um etwas von unserem geistigen oder künstlerischen oder volkstümlichen Schaffen vorzuweisen, so darf dies nicht mehr mit jenem traditionellen Bewußtsein geschehen, daß das nachsichtige Wohlwollen „den Volksgenossen in der Vereinsamung gegenüber, die sich trotz der größten Schwierigkeiten ihre Eigenart treu bewahrt haben usw.“ schon genügen werde, um für ihre Leistungen gut zu stimmen. Sondern wir müssen den Anspruch erheben dürfen, daß das, was wir bringen, auch mit objektiverem Maßstab gemessen, der Kritik standhält. Wir müssen Qualität zeigen und dürfen nicht von vornherein allzusehr auf völkisch-gemüthlich bedingte Nachsicht rechnen. Die Siebenbürgische Volkskunstausstellung konnte mit Recht als etwas Vollwertiges gelten. Auf diesem Gebiet haben wir Werte, die dem Westen fehlen, wo wir also Gebende sein können. Gebende in unserer Sonderstellung als Siebenbürger Sachsen, Gebende auch im Kreise unserer Schwester-nationen, mit deren an der Ausstellung aktiv beteiligten Vertretern sich die freundschafflichsten Beziehungen anbahnten.

Während das rumänische Material der Ausstellung unter Förderung des rumänischen Kulturvereins in Hermannstadt durch Herrn Professor Comsa zusammengestellt worden war, stand in Berlin als Vertreter des genannten Vereins Legationsattaché Dr. Ilcuş dauernd in liebenswürdigster Weise zur Verfügung. Von ungarischen Vertretern waren von Anfang bis Ende Dr. Suljok-Klausenburg und Professor Haab-Székely-Udvarhely treue Hüter und Verfechter des reichen ungarischen Ausstellungsgutes, Vertreter, die zugleich auch mit vollen Atemzügen den Rhythmus des machtvollen deutschen Lebens in sich aufnahmen und die, während sie voll Stolz den Wert des eigenen Volkstums fern von der Heimat erkennen konnten, doch wieder dem deutschen Wesen und Geist innerlich nahegebracht wurden. Das sind Wege praktischer Kulturpolitik, wie sie, für die Dauer wirkend, besser kaum beschritten werden können. Muß uns als deutscher Minderheit doch auch zugleich als ein Endziel unserer kulturpolitischen Berufung vorsehweben, auf die wirkungsvollste Weise innere Bindungen zwischen dem Bewußtsein der intellektuellen Schicht jener Völker, mit denen wir zusammenleben, und dem großen deutschen Kulturkreis zu schaffen.

So geschah eine starke freundschaftliche Annäherung all der Menschen, die den verschiedenen Nationen Siebenbürgens angehörten und als Mitarbeiter während der Ausstellung eine geschlossene Gemeinschaft bildeten. Auf der andern Seite aber waren die Vertreter des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht die tragenden Kräfte der ganzen Veranstaltung. Sie schufen dem Siebenbürgertum durch die glänzende Organisation nach allen Seiten Brücken der Förderung und des Verständnisses. An der Spitze des Institutes kam Geheimrat Professor Dr. Pallat mit feinstem künstlerischen und menschlichen Verständnis Dingen und Menschen entgegen, er verstand es meißerhaft, auch gesellschaftlich einen würdigen Rahmen zu schaffen und gab unserm Unternehmen durch seine Person und sein Institut zugleich das nötige Gewicht. Direktor Dr. Ladewig war ein nimmermüder Helfer und hat als Ausstellungsfachmann die vielen anfangs oft unlöslich scheinenden Probleme der Aufstellung des Materials mit Leichtigkeit lösen helfen. Und schließlich als eigentlicher geistiger Vertreter und organisatorisch genial arbeitender Mittelpunkt des Ganzen, Schulrat N i e m a n n, der Direktor der Auslandabteilung des Zentralinstituts. Er war der bewegende, Anstoß gebende, alle Kräfte antreibende und zusammenfassende Geist, dessen Energie der ersten größern auslanddeutschen Ausstellung in Berlin ihren Stempel aufgedrückt hat. Das Zentralinstitut hat durch seine Auslandabteilung erwiesen, daß es dem Ausland und dem Auslanddeutschtum infolge seiner Organisations- und Arbeitskraft, seines Ansehens, auf Grund seiner schön und ideal gelegenen Räumlichkeiten gerade durch die Veranstaltung von Ausstellungen unschätzbare Dienste leisten kann. Es ist auf diesem Boden ein doppeltes Wirken: der erziehlliche Einfluß im Binnenlande selbst und die Arbeit an der Verbindung und der Vertiefung der Beziehungen mit dem Ausland und dem Auslanddeutschtum.



Berklingende Weisen Lothringer Volkslieder

Falkenlied

Ich geseh mir zwei Falken fliegen,
 Sie fliegen wohl über den Rhein.
 Was tun sie uns bedeuten?
 Den Krieg und teure Zeit.
 Der erst tut uns bedeuten
 Den Krieg und teure Zeit,
 Der zweit tut uns bedeuten:
 Der jüngste Tag ist nit weit.

Ich geseh mir ein Mädchen reisen
 Es reiset auf lichter Heid.
 Da begegnet ihm Gott der Vater
 In seinem schneeweißen Kleid.
 „Wohin, woher liebes Mädchen,
 Wohin steht dir dein Sinn?“
 „Ich will zu Gott dem Vater,
 Der mir verzeiht mein Sünd.“

„Was gehst dann bei ihm machen,
Was gehst dann bei ihm tun?“
„Ich hab so viel gesündigt
Und nie kein Buß getan.“

„Hast du so viel gesündigt
Und nie kein Buß getan,
So wird er dir nit verzeihen,
Er wird dich fahren lan.“

„Wird er mir dieselbige nit verzeihen,
Wird er mich fahren lan,
So will ich ihn freulich bitten,
Von Herzen rufen an.“

„Geh's dir von Herzen, liebes Mädchen,
Geh's dir von Herzen, mein Kind,
So bin ich derselbige Vater,
Der dir verzeiht deine Sünd.“

Der Himmel ist zugeschlossen,
für uns wird er aufgetan,
Darin sind viele Engelein,
Maria steht voran.

Im Himmel ist gut wohnen,
Im Himmel ist gut sein,
Da lebt man ohne Sorge
Und ohne Kreuz und Pein,

Im Himmel ist gut wohnen,
Im Himmel ist alles gleich,
Dort kennt man keine vor den anderen,
Sei's Arme oder Reich'.

O, ihr Toren und Verblendete,
Was trachtet ihr nach Geld und Gut,
Der Himmel ist viel schöner
Als alles Geld und Gut.

Der arme Bauer

O, ich armer Lothringer Bur, / Central Uni Ich han än Kuh, Die han ich zum halb,
Wie isch mir das Läuse sur!
Ich wäs nit enn unn wäs nit uf,
Um sammeselle isch min Huß.

Ich han drey Perd, 's isch kens nig wert,
Das än, das hängt so hin un her,
Das zwät hat nur drey Zän im Mull,
Das driff ist blind un isch so full.

Ich han e Wan, wu äni Läter hat,
Ich han e Pluck, do fählt e Rad,
Ich han e Eig mit nur drey Zän
Un a ken Geld für zum Waner gehn.

Ich, armer Lothringer Bur,
Wie isch mir das Läuse sur!
O Gott, o Gott, ach nimmermehr,
Ach, wenn ich nur änmol im Himmel wär!

Ich verkauf mein Gut

Ich verkauf mein Gut und Häuschen
Wohl um ein geringes Geld,
Wir wollen aus Frankreich reisen
In ein andern Teil der Welt.

Und wie wir auf Meß sein kommen,
Auf Meß wohl in die Stadt,
So gingen wir zum Prefet
Und liefern unsere Schriften ab.

„Herr Prefet, ach, Herr Prefet,
Wir haben eine Bitt an Euch!
Ihr sollet unsern Paß unterschreiben,
Wir wollen aus Frankreich.“

Was ist denn die Ursach,
Daß ihr aus Frankreich geht,
Euer Leben zu riskieren,
In Amerika zu gehn?

„Hier können wir nicht mehr bleiben,
Hier können wir nicht mehr sein,
Die Sibje und Notare,
Die haben den größten Teil.“

Und wie wir auf Havre sein kommen,
So schreiben wir gleich zurück:
„Wir haben schon erfahren,
Wir machen unser Glück.“

Rundschau

Vom Deutschtum in Lothringen

Unter dem Titel „Verklingende Weisen, Lothringer Volkslieder“ hat Louis Pinck beim Lothringer Verlags- und Hilfsverein, Metz* eine Sammlung herausgegeben, der wir die obenstehenden Lieder entnommen haben. „Verklingende Weisen“ nennt wettmützig der Herausgeber seinen gehäuften Schatz. Ist es vielleicht auch eine Hindeutung auf verklingendes Volkstum? Man nimmt für den Bezirk Lothringen des Reichslandes Elsaß-Lothringen (das heutige Departement Moselle) etwa 440.000 eingeborene Lothringer, davon 300.000 germanischer, 140.000 romanischer Volkszugehörigkeit an. In Lothringen werden auch heute noch etwa 40—50.000 Deutsche, die aus dem Reiche herkommen, leben. Die Lage des Deutschtums ist hier bevölkerungspolitisch weit günstiger als im Osten Deutschlands den sich rasch vermehrenden Slaven gegenüber. Hier drängt kein bodenhungriges fremdes Volk nach, hier werden die Deutschlothringer als Füllung des Bodens selbst benötigt. Nur ihr Volkstum wird gedrosselt und zum Sterben verurteilt. Verklingende Weisen! Noch sind zwar die katholischen Priester die rechten Führer des Volkes, die ihm in seiner Mundart und Sprache nahe kommen, doch die ganze Politik des allmächtigen Staates geht auf rücksichtslose Verwelschung aus. In dem Augenblicke wo die bange Frage um die völkische Zukunft der Deutsch-Lothringer wieder einmal auftaucht, erscheint ein Buch, das uns das deutsche Lied dieses Landstriches in seiner ganzen Reichhaltigkeit entgegenbringt

Lothringer Volkslieder, was ist das? Was kann das anders sein als das leise Kämpfen der gefangenen Seele dieses Landes mit allen Schmerzen rauher Wirklichkeit seiner Geschichte. Hunderte Jahre gefangen! Und nun zum Sterben verurteilt das Lied, auf dessen Schwingen sie immer noch aus des Alltags Sorgen sich heben konnte. Das

*Auslieferung für Deutschland Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg. Preis 7 Mk.

sind Tränen und Träume, die da ineinander fließen und ist auch wieder ein sanftes Trösten in milden Tönen, die aus der Heimat aufklingen und wiederhallen in diesem liebenswerten Buche.

Als müßte dieses Lied noch einmal aufrauschen aus dem harten Leben, das die herbe Erde dem lothringischen Menschen ausbürdet dünkt es dem Leser des Buches. Aber die Seiten springen, die Weisen verklingen. Und der Gruß klingt wie ein banges Fragen, ob das lothringische Volk seiner Art auch weiterhin die Treue halten wird, halten kann, wie die Lothringer sie sich für tausend Jahre gehalten haben.

Um 1150 mußte Geza II, König von Ungarn, zum Schutz gegen die Türken Ansiedler ins Land rufen, die Soldaten und Bauern sein sollten, die tapfer, zäh und unverzagt und arbeitsam blieben und deutsch in allem Ungemach. Er ließ Lothringer kommen, die heute Siebenbürger „Sachsen“ genannt werden, aber immer noch Lothringer sind ihrer Sprache, ihrer Art nach. Das ist Treue! Und Treue aus diesem Geiste der Pflicht und der Arbeit kündet das lothringische Lied. Wird es jetzt heimlos, nun so bleibt es trotzdem, was es war: deutsch, und es lebt fort wie die Treue der „Sachsen“ in der großen Volksgemeinschaft, aus der es kommt, in die es wiederkehrt. Wenn es je einen Vergleich gäbe für die lothringische Seele, so wäre es das lothringische deutsche Lied.

Darin liegt die Bedeutung der emsigen Arbeit, die Pfarrer L. Pinck geleistet, diesen Untergrund und Zusammenhang aufgezeigt zu haben. Sie ist größer als die für Volkskunde und Literatur. „Die hier gesammelten Volkslieder sind weder Büchern noch fliegenden Blättern, noch geschriebenen Heften entnommen, sondern einzig und allein dem Gedächtnis aller Sänger und Sängerinnen abgelauscht, somit geschöpft an den lebendigen Quellen lothringischen Volkstums,“ sagt der Herausgeber, „die einst in allen Flecken und Dörfern unseres Landes so reichlich sprudelten, heute aber fast alle verstieget sind.“ Umso treffender beweisen sie, schreibt „Der Elsässer“ (Straßburg), „welch tiefes gesundes Eigenleben unsere bäuerliche lothringische Bevölkerung deutscher Sprache hatte, und wie sie zäh an dem Althergebrachten in Religion und Gebräuchen festhielt. Ihrem ganzen Charakter nach entsprachen sie manchmal ungeschminkten, lebenbejahenden und doch ganz im Religiösen verankerten Lebensauffassung des auf harter Scholle arbeitenden und genießenden lothringischen Volkes. Eine schlichte ungebrochene, oft derbe, aber nicht grobe Denkweise geht durch alle Lieder. .“ Hier spricht das deutschsprachige Lothringen echt, unverfälscht und lebendig und zeigt, wie es durch Jahrhunderte selber auch sich treu bleibt.

Eine allgemeine deutsche Volkskunstausstellung

Für das Jahr 1929 ist im Rahmen der Jahreschau deutscher Arbeit in Dresden eine das ganze deutsche Sprachgebiet umfassende Volkskunstausstellung geplant. Der Anstoß geht vom Reichskunstwart aus, und für das Auslanddeutschtum von Bedeutung ist, daß die Randgebiete und die vom geschlossenen Binnendeutschtum abgetrennten Siedlungen weitgehende Beachtung erfahren werden. Ist es doch klar, daß deutsche Gruppen wie Südtirol und Siebenbürgen, die sich noch einen großen Reichtum volkstümlicher Überlieferung bewahrt haben, zur Belebung und Vermannigfachung Wesentliches beitragen können. Nach einem bereits vorliegenden Gesamtplan scheint die Ausstellung allzu schematischen Aufbau und allzu ängstliche Kassifizierung dessen, was streng genommen zur Volkskunst gehört, vermeiden zu wollen. Es sind kühne Linien der Durchführung angedeutet, die ein wirklich lebendiges, wirksames Bild ergeben werden. In der Denkschrift arbeitet der Reichskunstwart Dr. Red s l o b die seelischen Grundlagen volkskünstlerischen Schaffens heraus. Wir bringen einiges von diesen grundlegenden Ausführungen:

Volkstum und Volkskunst kann man dem Nährboden der Erde vergleichen; sie enthalten die Urkräfte, aus denen sich immer wieder neues Wachstum entwickelt. Zugleich aber nehmen sie Welkendes auf, das aus der Erfüllung einer bestimmten Zeit und ihres Stiles hervorging, um auch dies dem Mutterboden zuzuführen. Volkstum und Volkskunst bestehen daher so lange, wie ein Volk als eigener Organismus lebendig ist. Sie enthalten die unpersönlich wirkenden Eigentümlichkeiten der Gemeinschaft und stellen die Wesensäußerung des Volkes als einer Gesamtheit dar.

Von der Hast und dem Lärm schnell sich ablösender Eintagserscheinungen wie von der selbstgefälligen Hervorhebung individueller Virtuosität verwirrt, scheint unsere Zeit den Urkräften, die im Volkstum und seinen gestaltenden Äußerungen rege sind, verständnislos gegenüberzusehen. Dennoch regt sich, entsprechend dem Befehl der Polarität, das alles wirkende Leben bewegt, nach jahrzehntelanger Zerstörungsarbeit heute wieder ein neues Verlangen, die Werte der Gemeinschaft und das Geheimnis ihres Wachstums lernend zu beobachten. Der Weltewendigkeit der Mode will man Gegenkräfte gegenüberstellen, die jenseits von Zeit und Wandel zu wirken vermögen.

Oberster Gesichtspunkt der Ausstellung, die als eine Veranstaltung der „Jahreschau Deutscher Arbeit“ zugleich ihre volkswirtschaftliche Bedeutung bekundet, ist es das Können der deutschen Hand zur Darstellung zu bringen, soweit die Eigenart des Volkstums hierin zum Ausdruck kommt. So wird die Ausstellung eine Lebensäußerung des deutschen Volkes sein, indem sie den Erbbesitz des ihm eigentümlichen Könnens und die Eigenart seiner nach Formung und Gestaltung drängenden Sitten und Bräuche lebensvoll vor Augen führt.

Wie baut, wie schnitzt, wie webt, wie stickt, wie formt, wie schmückt die deutsche Hand? Wie drückt sich in Gebäuden, Geräten, Stoffen im Hausrat, in Tracht und

Schmuck die Eigenart des Volksganzen aus? Wie wirken in Sitte und Brauch, in kirchlichen und heimatlichen Festen, im Rechtsleben, in Gemeinschaftsbräuchen und anderen Formen des Lebens Grundzüge nach, die als Wesensart des Volkes seit Urbeginn erkennbar sind? Inwieweit werden Entlehnungen von außen nach bestimmten Gesetzen verarbeitet, so daß sie dem Erbbesitz der Volkskunst organisch eingefügt werden?

Wie zeigen sich, ehemals und heute, in Konstruktion, Raumgestaltung, Proportionsgefühl, in Farbwahl und Farbzusammenstellung, beim Anknüpfen, Flechten, Drehen und bei jeder Art des Formens bestimmte, für Volk und Stämme kennzeichnende Eigentümlichkeiten? Inwieweit wirkt bei jedem Volksstamm ein Stil der Lebenshaltung, der über die reine Zweckform hinaus immer wieder ganz bestimmte Motive der Ausschmückung und Symbolisierung verlangt, andere, dem Nachbar-Volksstamm wesentliche, jedoch nicht gebraucht und beachtet? Wie und womit spielt das Kind, wie sind die Feste gestaltet, und welche Formen — bis hin zum Backwerk — sind in den einzelnen Gauen gebräuchlich?

Aus diesen, im wesentlichen Form und Technik behandelnden Fragen entwickelt sich die Erkenntnis der Stammesart. Die deutschen Kerngebiete erscheinen in ihrer scharf umrissenen, bis in Kleinigkeiten der Einrichtung heute noch greifbaren Eigenart. Die Verschiedenheit der von der Landschaft gegebenen Grundbedingungen macht sich fühlbar: neben die vom Blick des Seemanns bestimmte Baukultur Schleswig-Holsteins tritt die im Schwarzwaldhaus ausgeprägte breite Selbstsicherheit des Alemannen, neben den Herrensinn des Niedersachsen, der sein Haus zur Burg macht, die Heiterkeit des Schwälmers, neben den kräftigen Formensinn des Altbayern die Feinheit des Franken, neben die Festesfreude des Rheinländers und die Frohnatur des Thüringers die herbe Klarheit des Friesen.

Dahinter stehen grundlegende künstlerische Probleme: die Volkskunst steht in einem fruchtbaren Gegensatz zu seelenloser Mechanisierung und leerem Realismus. Sie geht nicht auf Abbild, sondern auf Sinnbild aus. Sie lebt vom Glauben und schafft Symbole. Aber trotz dieser inneren Frömmigkeit, die sie alles für beseelt ansehen läßt, was sie bildet, ist ihr — formal gesehen — doch alles Gebildete zugleich Ornament.

Die Volkskunst kehrt sich nicht einmal um die theoretisch doch so einleuchtende Lehre von der Materialgerechtigkeit; dieselbe Blume erscheint auf dem irdenen Teller wie auf der gläsernen Flasche, in der Füllung der Truhe wie in der Stickerei des Kissens, das für die Kirchbank bestimmt ist. Dafür aber lebt die Volkskunst von der Betätigung am naturgegebenen Material und von der unmittelbaren Arbeit der Hand. Alle Volkskunst ist Handwerk.

Wenn nun auch Massenfabrikation und andere Wirkungen der Zivilisation die Volkskunst immer mehr zurückdrängen und seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts unabsehbar viel vernichtet haben, so zeigt die neue Befinnung auf die unbewußt und ursprünglich treibenden Urkräfte, welche die jüngere Generation erfüllt, daß die niedrigste Stelle der Zerstörungskurve bereits überwunden ist.

Noch verlangen die Feste, noch verlangt der Wandel der Jahreszeiten, noch verlangt jede Äußerung des Gemeinschaftsgefühles bestimmte Formen, noch hat — wie allein das Aufkommen des Weihnachtsbaumes vor wenig mehr als hundert Jahren und der Drang der heutigen Jugend nach Festen und Bräuchen zeigt — das Volkstum die Kraft, immer neue Symbole als Ausdruck des Volksorganismus zu schaffen.

Freilich der Zustand der Bedrohung ist durchaus noch akut. Das Gefühl für den endgültigen Wert, der in überlieferten Grundformen liegt und aus der Masse der Bevölkerung eine Einheit macht, ist — wie allein die Baulätigkeit zeigt — unserer Zeit fast völlig verlorengegangen. Aber ist es nicht gerade darum, weil Entfernung von Natur und Brauch uns seelisch verarmen ließ, endlich an der Zeit, daß wir uns wieder auf die naturgegebenen Grundlagen besinnen? Durch nichts besser kann man im ganzen Volk das Verantwortungsgefühl für diese Fragen erwecken als dadurch, daß man faßliche, das Gemüt und nicht nur den Verstand bewegende Beispiele aufstellt und einmal alles zusammenfaßt, was heute noch als Ausdruck des Volkstums im ganzen deutschen Kulturgebiet lebendig ist.

So öffnet sich ein weiter Ausblick für die geplante Ausstellung, in der die gesamten Probleme der deutschen Volkskunst in ihrer Bedeutung für das Volksganze lebensvoll vor Augen geführt werden sollen.

Da die Ausstellung zugleich als eine Kundgebung gedacht ist, sollen alle die Bestrebungen der Volkskunde, der Pflege von Volkskunst, Heimat, Handwerk, von Sprache, Volkslied und Volksstück für das Jahr 1929 in der Ausstellung für deutsche Volkskunst ihren gegebenen Mittelpunkt finden.

Wie also auch das Ergebnis der im Sinne einer objektiven Prüfung beabsichtigten Schau ausfallen mag, in jedem Fall wird sie die eine notwendige Aufgabe erfüllen: sie wird das Problem der Volkskunst neuer Beachtung zuführen, darüber hinaus aber wird sie eine Selbstdarstellung des deutschen Volkstums sein, in welcher sich die Deutschen aller Länder gemeinsam finden.“

Bücherschau

Walter Ruhn: „Versuch einer Naturgeschichte der deutschen Sprachinsel“. (Deutsche Blätter in Polen, Monatshefte für den geistigen Aufbau des Deutschtums in Polen, Posen 1926, Verlag der Historischen Gesellschaft für Posen, Jahrgang III., Heft 2).

Anno domini 1918, im Jahre, da die Schmach bergehoch ihn begrub, hat der Deutsche sich und sein Volk wieder gefunden. Da die Not ihn würgte, tastete er, hilfesuchend, über blühendes Fleisch und von starken Säften kreisse es darin. Da überkam es ihn wie Hauch, wie Ahnen unermeßlicher Kraft. Mit einer Seligkeit ohnegleichen gab er sich dem Erkennen seiner selbst hin.

Dieses Sichfinden und staunende Nachlassen ist in diesen Tagen noch wie eine heimliche Glocke unter uns, auf daß der Deutsche nicht verzweifle an sich selber. Und jene heimliche Glocke schwingt auch in den Blättern, die vor mir liegen, aller Enden an. Trunkenheit und Entdeckerfreude schwingt darin: Die Blätter sprechen von den Deutschen, die gigantisch aufschwellendes Volkstum über seine Grenzen in fremden Bereich geschleudert hat. Wer hat viel von ihnen gewußt vorm deutschen Unglück, ob sie nun zu Hunderttausenden geschlossen ein anderes, schlichteres Deutschland lebten oder ob ihrer siebzig, achtzig in fernen Wäldern auf deutsch beteten und sangen, in wählender Beklommenheit, und ihre Herzader verschwellte allmählich in anstürmenden Drang fremden Volkstums.

Eine unermessliche Mannigfaltigkeit deutschen Wesens entfaltet sich jenseits der Grenzen, eine Mannigfaltigkeit, die wir nie geahnt hätten. Walter Kuhn hat sich in diese Mannigfaltigkeit wohl erst hineingeworfen wie in einen Strom, jauchzend und hingeeben. Aber die Fülle der gewonnenen Erkenntnisse wurde stets größer, immer zwingender ward ihm „das Bedürfnis, Ordnung zu bringen in diese Summe von Einzelheiten, leitende Grundgedanken, Gesetze des Sprachinselbens, zu finden, die Sicherheit geben in der Beurteilung der einzelnen Fragen, Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden lassen, dem Abwehrkampf die nötigen, sicheren Wissensgrundlagen vermitteln, schließlich auch über die Zukunft der einzelnen deutschen Gauen Voraussagen zu machen erlauben“. So hat sich Kuhn die Frage selbst in aller Schärfe gestellt, nachdem der erste Uberschwang sich gelegt hatte und das entbrannte Herz vom sinnenden Verstand auf seinem Wege eingeholt war.

Ich will die Arbeit Kuhns in den wichtigsten Grundzügen würdigen. In methodisch geordneter Reihenfolge hat er die Erscheinungen zu einem strengen Gesamtbilde eingeordnet.

Von der Bestimmung des Begriffs „Sprachinsel“ ausgehend, gelangt Kuhn vorerst zu einer Scheidung in echte und unechte Sprachinsel. Die unechten scheiden von vornherein aus der Betrachtung aus, die echten teilt er in alte und junge Sprachinseln, wobei die Bestimmungen „alt“ und „jung“ nicht bloß zeitlicher Natur sind. Es haftet ihnen überdies ein Unterschied im inneren wesentlichen Gefüge an.

Nachdem Kuhn die Frage aufgeworfen und beantwortet hat, unter welchen Bedingungen die Bildung von Sprachinseln überhaupt möglich ist — Bedingungen sowohl des inselbildenden als auch des inselaufnehmenden Volkes sowie ihrer Wechselbedingungen — untersucht er vorerst gründlich das Wesen der jungen Sprachinsel. Da sagt er über die Art der Siedler: Hinaus ziehen allein die innerlich Jungen, die Wirklichkeitsfrohen und Harten, wenig mit geistigen und künstlerischen Interessen Beladenen. Menschen, die eigentlich einer früheren Entwicklungsstufe des Gesamtvolkes entsprechen. Jede Kolonisation bewirkt auf solche Art eine Auslese der innerlich Jüngsten des Volkes und ihre Zusammenfassung in neuen Gemeinwesen, den „Sprachinseln“. Aus der Untersuchung ergeben sich folgende, scharf ausgeprägten Merkmale im Leben einer jungen Sprachinsel: geringe Seßhaftigkeit, Landhunger, ungeheure Arbeitskraft, Kinderreichtum, Bäuerlichkeit. Gegenüber dem Gastvolk

bildet sich aus: herrenmäßige Einstellung, Härte, Mißtrauen, strengste Vermeidung von Mißgehen. . . „Gegenüber dem Slaven erscheint der Deutsche immer als der Mensch des starken, auf bestimmte irdische Ziele gerichteten Willens, der ausgeprägten Gestaltungskraft und Schaffungsfreude, einer Härte, die sich selbst nicht schont, aber auch gegen den Nebenmenschen rücksichtslos vorgeht“, derart giltig geprägte, wertvolle Feststellungen finden sich in Hülle.

Hieran schließt Kuhn Erscheinungen des Alterns und Reisens im Sprachinsellernen. Die Kulturbewegungen, die das Mutterland ohne Hemmnisse bis zum äußersten Rand durchfluten, erreichen die Sprachinsel oft nur noch im Abfluten, oder überhaupt nicht. Es tritt im Kulturellen eine Verarmung ein. Die kulturschaffenden Kräfte, die infolge der eigenartigen Auslese der Siedler von vornherein nicht sehr stark sind, vermögen, „den Kulturbedarf nicht zu decken“. Die nächste Folge ist, daß Anleihen aus dem Kulturgut der fremden Unrainer gemacht werden. Kuhn rollt hier ein wichtiges, reichlich wenig erhelltes Kapitel auf und ein überreicher Fragenvorrat eröffnet sich: welcher Art sind die Beziehungen zwischen den Siedlern und dem Gastvolk? Welcher Teil ist der Gebende, bzw. auf welchen Gebieten ist der eine, auf welchem der andere Teil gebend? Wird das fremde Gut wahllos übernommen? Wird es umgeformt? Es ist natürlich, daß dieser Abschnitt nicht zu letzten, unbedingten Ergebnissen gelangt ist. Die Schuld hierfür trifft nicht den Verfasser, es besäßen eben zu wenig Vorarbeiten zu diesem ungemein heiklen, schwierigen Stoff.

Immerhin erfahren wir die aufschlußreiche Tatsache, daß — für den Osten, den Kuhn ja hauptsächlich in das Bereich seiner Ausführungen gestellt hat — im Wirtschaftlichen und Sozialen meistens die Deutschen, dagegen im Kulturellen die Slaven die Gebenden sind. An der Hand zahlreicher Beispiele wird sonderbarster, aus eben diesem Austausch entstandener Verhältnisse Erwähnung getan, etwa wenn Deutsche, „die sich durchaus als Deutsche fühlen, für gewöhnlich nie anders als deutsch sprechen, doch zur fremden Sprache ihre Zuflucht nehmen, wenn sie sich in der Gemeinschaft des Singens über den Alltag hinaus erheben wollen“. Dies und vieles andere erscheint dem Binnendeutschen als unfaßlich.

Sodann bespricht Kuhn die Alterserscheinungen einer Sprachinsel. An allen Sprachinseln ist das Studium ja weitaus nicht so erschwert als an den jungen, die zumeist entlegen und tief in fremden Volksboden gesprengt sind. Die alte Sprachinsel ist im Begriffe, die Entwicklung des Mutterlandes mit starken Schritten einzuholen. Wir finden ausgebildetes städtisches Wesen (oft schon mit großstädtischen Anhauch), welches den jungen Inseln fast ganz mangelt, das bäuerliche Wesen geht zurück, ländliche Überdichtung, Schollenmüdigkeit tritt ein, die Fabrik breitet sich aus. Auch den eigentlichen Krebschaden verschweigt Kuhn nicht: das Überhandnehmen von Mißgehen, durch welche die Entdeuschung reißenden Fortschritt nimmt.

Andererseits aber werden die innewohnenden, unbewußten Volkskräfte zur Bewußtheit erhoben und im Sinne des völkischen Daseinskampfes ausgebaut. Das geistige Leben blüht auf, Kirche und Schule werden zu Festungen im völkischen Kampfe. Einen letzten, nicht gering einzuschätzenden Gewinn im Leben der reifen

Sprachinsel verbucht Kuhn noch: „In ruhigen Zeiten reißt bei den Besten im alten Grenzlande wohl noch eine andere, edle Frucht: das Wissen vom tiefen Werte des Volkstums überhaupt, die Achtung vor der anderen Nation, die Erkenntnis ihrer Eigenart und der Heilsamkeit eines gegenseitigen Wertaustausches und schließlich die Ahnung einer Zusammenarbeit, die jetzt noch im grauen Dämmern der Zukunft verborgen liegt.“

Im abschließenden Kapitel wird ein Blick geworfen auf den gegenwärtig lobenden Kampf, auf die Bestrebungen der Feinde, deutschen Volksboden mit allen Mitteln zu gewinnen; Vorhersagen auf den möglichen Ausgang des Kampfes wagt der Verfasser und er endet, indem er an dem Beispiele der westlichen Sprach- und Volksverhältnisse Ausblicke gibt auf das endgültige und letzte Ziel jeder Sprachinsel: Die Erstarrung der Grenze, die „Verschweizerung“.

Auf kaum 80 Seiten hat der Verfasser den riesigen Stoff zusammengedrängt. Er hat reichlich geschöpft aus dem vorhandenen Grenzlandschrifttum. Doch das Entscheidende, das diese Arbeit vor allem auszeichnet, ist die eigene Anschauung, ist das tiefe Miterleben und Mitverwobensein mit deutschem Sprachinselschicksal.

Nur dies hat Kuhn instand gesetzt, Kritik zu üben an der bisherigen Art, die deutsche Sprachinsel bloß mit staatl. eingestelltem Auge zu betrachten, eine Betrachtungsweise, die sich bloß auf die mehr äußerlichen Merkmale eines Volkstums im fremden Lande beruft wie: Organisation des geistigen und kulturellen Lebens, die in Ziffern ausgedrückten Schwankungen des völkischen Besitzstandes, das Verhältnis zur jeweiligen Regierung u. s. f. Kuhn weist uns in lebendiger Einfühlung auf das unter der Oberfläche all dieser Dinge flutende, schicksalhafte Geschehen, das verstandesmäßiger Ausdeutung spottet, weil es in den Leibern und im Blute jener deutschen Menschen geheimnisvoll dahinrauscht. Kuhn lehrt uns auch, daß die deutsche Sprachinsel mehr ist als eine bloße Bereicherung der deutschen Volkszahl, mehr ist als ein „deutscher Außenposten“, wie man gewöhnlich sagt (unter dem man sich weiter nichts vorstellt und für dessen „Deutscherhaltung“ man „eintritt“, wenn etwa wieder ein Stück seines Leibes abgebröckelt ist). Lassen wir Kuhn selbst reden: „Daß den Sprachinseldeutschen auch ein Eigenwert, unabhängig von staatl. und wirtschaftspolitischen Rücksichten zukomme, ein Eigenwert einfach zufolge ihres Daseins und der Verkörperung deutscher Art in besonderer Lage, die sie darstellen, der Gedanke ist den meisten noch fremd,“ oder, bei der Beurteilung der Rückwanderungsbestrebungen: „20.000 Menschen in einer Sprachinsel des Ostens haben für das Deutschtum einen großen Wert, sie fragen ein Stück Zukunft in sich, sie haben deutschen Volksboden inne. Die 10- oder 20fache Zahl in einer Großstadt oder einem Industriezentrum des gesättigten Mutterlandes ist für die Gesamtheit fast wertlos, als Arbeitsmaterial in der Gegenwart vielleicht nützlich, aber ohne Zukunftsgehalt. In drei Generationen wird von ihm keine Spur da sein.“

Die Arbeit ist warmherzig geschrieben, ohne Prunk und große Worte. Wir haben nach dem Lesen das Gefühl, als sei durch eine Wand ein Weg ins Freie geschlagen worden. Auch wenn es im Schlußworte in ehrlicher Selbstbescheidung heißt:

„Vor allem dürfte aber aufscheinen, daß die Grenzen unserer Einwirkungsmöglichkeit überhaupt sehr eng sind, daß das Beste allemal die innere Lebenskraft des Stammes tun muß. Und auch eine solche Erkenntnis ist von Wert.“

Kuhn hat sich mit seiner Arbeit ein großes Verdienst erworben. Sie ist viel mehr als ein Versuch, als den er sie bezeichnet. Aber wir hoffen auch, daß sie mit wachsender Aufhellung der Tatsachen, besonders aber mit stärkerer Berücksichtigung der in welsches Gebiet eingeprengten Sprachinseln bald und noch gründlicher ausgebaut neu erscheine.

Heinrich Mitte, Wien.

Adam Wrede, Eifeler Volkskunde. Mit 71 Abbildungen auf Tafeln und im Text. Zweite, vermehrte Auflage. 1924. Gust. Schroeder Verlag, Berlin und Leipzig. 8° XII und 294 S. 6.-Rm.

Nikolaus Foj, Saarländische Volkskunde. Mit 94 Abbildungen auf Tafeln und 20 Abbildungen im Text. 1927. Fritj Kloppe Verlag, Berlin. XI und 498 S. 8.50 Rm.

Adam Wrede, Professor an der Universität in Köln, der uns mit einer, schon in zweiter Auflage erschienenen „Rheinischen Volkskunde“ (Verlag Gifelli u. Meyer Leipzig) beschenkt hat, unternimmt es, in einem großen Sammelwerke Land und Leute der rheinischen Landschaften nach Geschichte und Gegenwart zu schildern. Außer den beiden oben genannten Bänden sind noch eine Pfälzer und eine Sursrücker Volkskunde erschienen, in Bearbeitung stehen die Rheinhessische, Rheingauer, Vogtländische, Westermälder, Stegerländer, Niederrheinische, Bergische, Süllicher, Nacher, Kölner Volkskunde. Es ist selbstverständlich, daß diese Bände im großen Ganzen nach demselben Plan und Aufbau gearbeitet sind: nach einer geographischen Orientierung beginnt die Darstellung mit der „Siedlungs-, Stammes- und Ortsnamenkunde“, es folgt die Schilderung der Haus- und Hofanlage, der Tracht, die Kennzeichnung des Volksschlags und Volkscharakters, Mitteilungen über Volksglaube, Sprache, Dichtung, endlich über Sitten und Bräuche nach den verschiedenen Lebensgebieten und nach den Festen des Jahres geordnet. Anmerkungen und ein Stichwörterverzeichnis schließen die Darstellung ab.

Auf engerem Raum und in knapperer Form füllt A. Wrede in seiner „Eifeler Volkskunde“ dieses Schema mit lebendigem Inhalt. Beachtenswert ist vor allem auch das Bestreben, das Volkstum der Gegenwart kulturhistorisch zu unterbauen. In verschiedenen Schichten liegt da nicht nur in Bauten und Stadtanlagen keltisches, römisches, germanisches Volkstum übereinander, sondern auch in den Gütern des seelischen Lebens. Für uns ist diese Erschließung der untersten Kulturschichten besonders bedeutsam, weil darin noch heute regsame Züge des eigenen Volkslebens wurzeln. Wenn z. B. in der Eifeler Volkskunde (S. 12, 114) eingehend der keltische Matronenkult geschildert und Bilder der Naturen dieser Muttergöttheiten beigebracht werden, die in ihrer Dreizahl ebenso in den römischen wie germanischen Kult übergegangen sind, so verstehen wir in unserem Volksglauben das zähe Festhalten an den drei Frauen (den „3 Wrecken oder Zwecken“, den „3 Marien“ usw.), die zur Abwehr

des Bösen oder zur Helling noch heute angerufen werden. Und — um nur noch einiges herauszuheben, das uns nahe verwandtschaftlich berührt — S. 148 ff. werden eingehend die Jugendverbände geschildert, die nicht nur äußerlich an unsere Bruderschaften erinnern, sondern in ihren Wurzeln geradezu sich mit ihnen decken. Auch hier deuten die „Mädchen“, die „Mädchenversteigerungen“ auf uralte Kultbräuche zur Zeit der Sommer Sonnenwende, der „heiligen Hochzeit“ hin, während, genau wie in den Siebenbürger städtischen Gesellenbruderschaften der religiöse Hintergrund zum kirchlichen Anschluß an den Schutzheiligen des Ortes oder der Kapelle geführt hat. Rühmend hervorzuheben ist, daß auch der Arbeitslosen des Volkes, so auch das Gewerbe zu seinem Recht kommt. Wer die Geschichte unseres eigenen Gewerbes kennt, merkt, daß hier greifbare Zusammenhänge sich aufsun: die Schäleicher zur Lohgewinnung im Hausbetrieb der Lohgerberei, das Gewerbe der Töpfer, das im alten Hermannstädter Spottnamen des Peter Muldeckel („Topsdeckel“, „Topsgucker“) noch die altromanische Bezeichnung des Toppfes herübergerettet hat. Reichlich wird der Wortschatz vor uns ausgebreitet, reinlich die Lautformen geschieden. Die „bisher nicht zweifelsfrei erklärten“ Lautformen wie Brukt (Braut), Vekt (Veute), Hekt (Heute), Schnegder (Schneider), Fregdich (Frettag) sind uns Hermannstädtern, Formen wie rukt (rot), Pikder (Peter) wenigstens den Bartholomäern wohlbekannt. Auch der Festbrauch zieht die Fäden herüber. Wenn wirklich, wie Professor Schröder jüngst hin ausgeführt hat, der Brautlauf (Brelst) als „Brauttanz“ zu verstehen ist, so ist ebenso in der Eifel wie in Siebenbürgen der volkskundliche Hintergrund dieser Sprachdeutung in dem Pflichttanz, den die Braut mit jedem Hochzeitsgast, vom Ältesten bis zum Jüngsten, zu tanzen hat, offen gegeben.

Auf viel breiterer Grundlage und tiefer historisch schürfend, sagt N. Fog in seiner „Saarländischen Volkskunde“ seine Aufgabe an. Mehrere von ihm verfaßte anmutige Volksstücke*) deuten allerdings das Gebiet an, auf dem der Verfasser sich besonders heimisch weiß: Volksdichtung und Volksbrauch. Sehr eindringlich werden auf Grund der archäologischen Funde die geschichtlichen Voraussetzungen, namentlich der vorkeltischen, keltischen und gallo-römischen Zeit gezeichnet. Überraschende neue Funde, über die vor kurzem Museumsdirektor Böschke aus Trier in einem Berliner Vortrag berichtete, haben die Übernahme und Nationalisierung aller Kulte, so besonders des Matronenkultes durch die verschiedenen Siedlungsschichten hindurch in ein neues Licht gerückt.

Mit besonderer Liebe ist das Kapitel „Volksdichtung und Volkssprache“ behandelt und hier, wie auch im Eifeler Buch ein wertvoller Abschnitt hinzugefügt, der in kurzen Zügen die stoffliche Verwendung dieses Volkstums in der neueren schönen Literatur kennzeichnet. Gut beobachtet ist noch das gegenseitige Durchdringen von „Kirchentum und Volksglaube“. Gerade in die in diesem Gebiete vielfach geübten Wallfahrten — sie gehen bis nach Echternach im Luxemburgischen zur Sprung-

*) „Der tote Mann.“ Ein Hans-Sachs-Spiel in mundartlichen Knüppelversen. Dillingen, 1926.
 „De Kurwel.“ Ein Lustspiel in drei Aufzügen. Fraulautern, 1924.

prozession — kommt dieses Durchdringen zu kräftigem Ausdruck. Kennzeichnend sind dafür die volkstümlichen Benennungen. „Se gein no Klause bei de hälligen Kommhollmech“ heißt es von den heiratslustigen Mädchen, die nach Klause zur Muttergottes, der Fürbitterin solcher Wünsche gehen. Ernster: „Wollen oder härwes (auf Wollstrümpfen oder barfuß) no Klause gon“, von Frauen, die von der Muttergottes Kindersegen erleben wollen. — Auch hier treffen wir auf Schritt und Tritt Anklänge an unser eigenes Volksleben: Nur zwei Beispiele. Ein „Bastlöbereim“, d. i. der Spruch, den die Knaben sprechen, wenn sie die Weidenrute klopfen, um die Schale zur „Flur“ lösbar zu machen, lautet da (S. 200) fast wörtlich wie bei uns:

Saft, Saft, Seiden,
 Drätschen en de Weiden,
 Moken en der Bach,
 Mach, daß mei Hippin gutt auskracht.

Und dort wie hier die aus allem symbolischen Rechtsbrauch übernommene Sitte des Ausführens der Braut beim Hochzeitsmahl.

Beide Darstellungen sind mit Abbildungen, Grundrissen, Trachtenbildern reich und schön ausgestattet, ganz hervorragend die „Saarländische Volkskunde“. Kräftig sind die Zeichnungen aus dem Volksleben von Peter Bölinger, anheimelnd die schönen Dorfbilder mit dem Baumspalier, der „Trausch“ an der Südseite.

Wer Jahrhunderte überspringen und manches vergessen will, was sie uns gebracht haben, der greife getrost zu diesen Büchern. Er wird alte Heimatluft atmen.

Wie fest gezimmert übrigens die Brücke ist, die auch von hier hinüberführt, zeigt das Liedchen, das der Verfasser N. For in sein erwähntes Lustspiel „De Kurwel“ als saarländisches Volkslied einflücht. Es beginnt:

Der Holderstrauch, der Holderstrauch,
 Der blüht so schön im Mai,
 Da sang ein kleines Vögelein
 Ein Lied von Lieb und Treu.

A. Schullerus.

Die Deutschen in der Slowakei und in Karpathorußland, herausgegeben von Dr. E. Winter. (Deutschtum und Ausland, hg. von G. Schreiber, Heft 1). Antendorff'sche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W. 1926, 104 S., Mk. 4.— brosch., 5.— gebd.

Das Buch enthält zum großen Teil die Beiträge der Hörer der gesellschaftskundlichen Vorträge des Privatdozenten an der Deutschen Universität zu Prag Dr. E. Winter und die Verfasser der einzelnen Abschnitte geben darin die Ergebnisse ihrer Studienreisen. Richtigen gesellschaftskundlichen Sinn bekundet das Werk einerseits durch die Betonung und Begründung dessen, warum die Reichsdeutschen von diesen isolierten und schwer um ihr Dasein kämpfenden Sprachinseldeutschen keine großdeutsche Haltung erwarten können, andernteils durch die verständnisvollere Beurteilung ihrer ungarnfreundlichen Vergangenheit, sowie auch durch den nachdrücklichen Hinweis auf die Wichtigkeit des weiteren Fortbestandes der konfessionellen Schulen den Verstaat-

lichungsbestrebungen gegenüber. Mit besonderer Sorgfalt werden die verschiedenen Verhältnisse der Katholiken ergründet und auf die Ursachen hingewiesen, wegen denen das Katholikentum, trotzdem es $\frac{2}{3}$ dieser Deutschen beträgt, doch nur einen verhältnismäßig untergeordneten Einfluß auf das geistige Leben ausübt.

Nach den allgemeinen Erörterungen des ersten Hauptteiles geben die 8 Abschnitte des 2. Hauptteiles nähere Aufklärung über die 4 Sprachinselgebiete: die Preßburg-Schütter, Kremnitz-Deutsch-Probenauer, Ober- und Unterzipser und endlich Munkács-Tercsvataler. Aber diese Abschnitte enthalten nicht die Volkskunde der Sprachinseln, sondern trachten bloß einige kennzeichnende Eigenheiten des Volkslebens zu beleuchten. Es sind zumeist nur Skizzen, nur der Abschnitt über die Kremnitzer Sprachinsel ist ausführlicher und fachgemäß. Eben dieser und die zwei Abschnitte über die zwei Sprachinseln der Waldkarpathen (Munkács-er Gegend und Tercsvatal) bilden zugleich den wertvollsten Teil des Werkes, da darin über bisher sehr wenig bekannte deutsche Sprachgruppen berichtet wird.

In dem Abschnitt über die Oberzips ist jedoch einiges zu berichtigen. So wäre die Siedlungsform der auf S. 74 erwähnten deutschen Ortschaften nicht als Gassendorf zu erklären gewesen (solche langgestreckte, schütterere Häuserreihen finden sich nicht in den deutschen, sondern in den polnischen Ortschaften der Zips). Den Forschern gegenüber, die in den Zipser Mundarten ausgebreitete mittelfränkische Grundlage zu finden meinen, neigt obiges Werk S. 56 und 78 der von mir festgestellten oberdeutsch-ostmitteldeutschen Grundlage zu.

Die Mundart der Kremnitzer Gruppe findet der betreffende Verfasser mit der der nördlichen Iglauer Sprachinsel übereinstimmend, die der Häuergemeinden aber hält er mehr für ostmitteldeutsch. Die bayrischen Bestandteile beider Mundartengruppen sind seiner Ansicht nach oberösterreichischen Ursprunges (S. 56). Aber meines Erachtens nach wird man bei der Kremnitzer Gruppe nicht bloß die Iglauer Sprachinsel, sondern auch manche vormals östereichisch-schlesische Mundarten z. B. die von Kunzdorf (bei Bielitz) zum Vergleich heranziehen müssen und zwar wegen der gleichförmigen Diphthongierung des mittelhochdeutschen *ie* und gelängten mittelhochdeutschen *i*.

In der Umgebung von Munkács sind besonders Schwarzwälder Schwaben, außerdem Deutschböhmen und Österreicher durch den Grafen Schönborn angesiedelt worden, aber in Friedrichsdorf gibts auch Bergleute aus der Unterzips d. h. Gründler. Die Deutschen im Tercsvatal aber wanderten zur Zeit Maria Theresias aus Ischl und Salzburg ein und wurden wahre Lehrmeister der Ruthenen. In Káhó aber, in der östlichsten Ecke Karpathorußlands wohnen auch Zipser, wie es der Zipsere i genannte Teil dieser Ortschaft bis heute beweist.

Der 3. Hauptteil und auch schon früher S. 40 bringen ein gutes Schrifttumsverzeichnis, doch ist darin zu ergänzen: Evang. Glaubensbote für die Zips, von dem gegenwärtig der 19. Jahrgang erscheint und seit 1922 die heimatkundliche Monatsbeilage „Zipser Heimat“ des in Resmark erscheinenden Wochenblattes „Karpathen-Post“.

Dr. Julius Gréb.

Inhalt

- Wie weit sind wir auf dem Wege zur deutschen Volksgemeinschaft? — V. Die Deutsche Volksgemeinschaft in Ungarn. Von Dr. Agidius Faulstich = Némethboly (Baranya)
- Rede zur Eröffnung der Siebenbürgischen Volkskunstausstellung in Berlin von Dr. Richard Csaki = Hermannstadt.
- Das Grab eines Kindes. Von Michael Sadoveanu (Schluß).
- Grundsätzliches zur Siebenbürgischen Volkskunstausstellung von Dr. Richard Csaki = Hermannstadt.
- Verklingende Weisen — Lothringer Volkslieder.
- Rundschau: Vom Deutschtum in Lothringen. — Eine allgemeine deutsche Volkskunstausstellung.
- Bücherschau

Herausgeber: Dr. Richard Csaki, Hermannstadt.
Ostland-Verlag, Hermannstadt.

BCU Cluj / Central University Library Cluj

Mitteilungen der Schriftleitung

Das nächste Heft unserer Zeitschrift erscheint als Doppelheft Ende Juni.

Diese Zeitschrift erscheint am 1. eines jeden Monats im Umfang von 2—3 Druckbogen. Sie ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen und durch den Ostland-Verlag Hermannstadt (Sibiu), Rumänien, Straußenburggasse.

Preis des Einzelheftes für Rumänien 35 Lei, für das Ausland 0.90 R.-M., Halbjahresbezug für Rumänien 180 Lei, für das Ausland 4.50 R.-M., Jahresbezug für Rumänien 360 Lei, für das Ausland 9 R.-M., für Osterreich Jahresbezug 15 Schilling, Halbjahresbezug 7.50 Schilling.

Die Bezugspreise verstehen sich einschließlich Postversand. Zahlungen sind zu leisten im Inland auf das Konto des Deutschen Kulturamtes an die Hermannstädter allgemeine Sparkassa, die Bodenkreditanstalt, beide in Hermannstadt, oder an den Verlag selbst. Im Ausland an die Deutsche Raiffeisenbank, Berlin, W. 9, Köthenerstraße 39—43. (Zahlung durch Posterslagschein möglich.)